

DOKUMENTATION

50 Jahre theologischer Dialog 1959 – 2009

Evangelische Kirche in Deutschland – Russische Orthodoxe Kirche

Veranstaltungen im evangelischen Kirchenkreis Wetzlar

22. Oktober bis 11. November 2009



Inhalt

| | |
|--|----------|
| Vorwort der Superintendentin | Seite 3 |
| Vorwort des Osteuropa Ausschusses | Seite 4 |
| Das Jubiläumsprogramm | Seite 6 |
| Eröffnung der Ikonenausstellung | |
| Licht von Innen - Bilder der Ewigkeit Superintendentin Ute Kannemann | Seite 7 |
| Das Te Deum - der Lobgesang der Alten Kirche Pfarrer i.R. Ernst Udo Küppers | Seite 8 |
| Grußworte | |
| - Vizepräses Petra Bosse-Huber | Seite 10 |
| - Stadträtin Sigrid Kornmann | Seite 11 |
| - Pfarrer i.R. Ernst-Udo Küppers | Seite 14 |
| Grußworte zur Eröffnung der 1. Wetzlarer Bachwoche | |
| - Superintendentin Ute Kannemann | Seite 12 |
| - Stadträtin Sigrid Kornmann | Seite 13 |
| Vorträge | |
| - Dr. Anna Briskina-Müller, Halle | Seite 16 |
| - Dr. Gerd Stricker, Zürich | Seite 27 |
| - Michail Nikolskij, Tambow | Seite 35 |
| - Dr. Heinz Joachim Held, Hannover | Seite 46 |
| Literarische Andacht - Pfarrer i.R. Ernst Udo Küppers | Seite 72 |
| Abendandacht - Pfarrer i.R. Ernst Udo Küppers | Seite 76 |
| Abend der Begegnung - Ursula Küppers | Seite 79 |

IMPRESSUM

Osteuropa Ausschuss des Evangelischen Kirchenkreises Wetzlar
Turmstr. 34, 35578 Wetzlar
www.ekir.de/kirchenkreis-wetzlar
Verantwortlich: Ernst Udo und Ursula Küppers
Kolnhäuser Str. 8e, 35423 Lich
E-Mail 47uk@gmx.de
Gestaltung: Kerstin Dominika Urban

Der Stadt Wetzlar danken wir für die finanzielle Unterstützung der Druckkosten.

Schutzgebühr 3 Euro

Vorwort zur Dokumentation



UTE KANNEMANN,
SUPERINTENDENTIN DES
EVANGELISCHEN KIR-
CHENKREISES WETZLAR

Mit der Dokumentation zur Wetzlarer Veranstaltungsreihe zu „50 Jahre theologischer Dialog Evangelische Kirche in Deutschland – Russische Orthodoxe Kirche“ im Herbst 2009 legt der Osteuropa Ausschuss unseres Evangelischen Kirchenkreises Wetzlar eine Fundgrube zum Verständnis russischen orthodoxen kirchlichen Lebens und Denkens vor, das seinen Ursprung im Lobpreis Gottes hat.

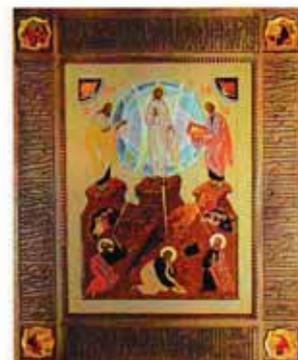
Die Dokumentation zeigt Aspekte der geistlichen Grundlagen und der Stationen der Bemühung um Versöhnung zwischen unseren Völkern und Kirchen aus gelebter christlicher Gemeinschaft, die nicht nur auf höchster Ebene, sondern auch in der seit fast 20 Jahren aufgebauten Partnerschaft unseres Kirchenkreises mit der Orthodoxen Eparchie Tambow ihren Weg genommen hat. Dieser Weg war und ist nicht immer einfach. Unsere Geschichte, die unterschiedlichen theologischen und geistlichen Traditionen, politische und wirtschaftliche Entwicklungen stellen sich immer wieder als Herausforderungen dar.

Spürbar wurde dies in besonderer Weise, als im Herbst 2009 – nach unserer Veranstaltungsreihe – die offiziellen Feiern der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Russischen Orthodoxen Kirche auch aufgrund der Wahl von Bischöfin Margot Käßmann zur Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland abgesagt wurden. Diesem Ereignis liegen über Kirchenpolitik hinaus Grundfragen christlichen Zeugnisses und christlicher Ethik zugrunde, die kontrovers diskutiert werden und die weiter auf der Tagesordnung bleiben. Sie verpflichten uns auch.

Als Kirchen, Christinnen und Christen sehen wir uns gerufen und herausgefordert, das Evangelium von Jesus Christus in Lob Gottes, Wort und Tat einer sich immer schneller wandelnden, globalisierten und ökonomisierten Welt zu bezeugen. Dies können wir glaubwürdig nur miteinander tun, und dafür brauchen wir einander im Teilen der Erfahrungen unseres Glaubens und Lebens.

Allen Leserinnen und Lesern dieser Dokumentation wünsche ich aus der Lektüre der unterschiedlichen Beiträge wertvolle Impulse und Gewinn: zum Verständnis des bisherigen Dialogs der beiden Kirchen und seiner geistlichen Grundlagen, persönliche Erkenntnisse für Glauben und Leben, für die Weiterentwicklung des Dialogs unserer Kirchen, konkret für die weitere Gestaltung der Partnerschaft des Evangelischen Kirchenkreises Wetzlar mit der Eparchie Tambow in ihren unterschiedlichen Ausprägungen, für den Austausch im kirchlichen und öffentlichen Leben.

Ein herzlicher Dank gilt allen Mitwirkenden für ihre Beiträge und in besonderer Weise den Vorsitzenden des Osteuropa Ausschusses, Pfarrer i.R. Ernst Udo Küppers und Frau Ursula Küppers, die aus ihrem stetigen Engagement für den Dialog unserer Kirchen und seine Verortung auch in unserem Kirchenkreis und seinen Gemeinden die Veranstaltungsreihe geplant und begleitet haben. Ihnen verdanken wir auch die Herausgabe dieser Dokumentation, der ich mit diesen Worten zum Geleit eine interessierte und fruchtbare Aufnahme wünsche.



Vorwort des Osteuropa-Ausschusses



Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

Im Mai 2008 fasste der Osteuropa Ausschuss den Beschluss, auch im Kirchenkreis Wetzlar das 50jährige theologische Jubiläum der Evangelischen Kirche in Deutschland mit der Russischen Orthodoxen Kirche in Veranstaltungen zu würdigen. Zu der Zeit gingen wir selbstverständlich davon aus, dass auf der Leitungsebene beider Kirchen in Berlin und Moskau jeweils ein Festakt stattfinden würde. Mit unseren Erfahrungen einer zu diesem Zeitpunkt sechzehnjährigen Partnerschaft zwischen dem Evangelischen Kirchenkreis Wetzlar und der Orthodoxen Eparchie von Tambow in Zentralrußland wollten wir einen sichtbaren Beitrag zur Entwicklungsgeschichte unserer beiden Kirchen auf der Ebene der Kirchenkreise und Gemeinden seit der Zeit der Wende leisten. Wir wollten uns einreihen in die Schar derer, die in diesen 50 Jahren dem theologischen Dialog die partnerschaftlichen Beziehungen auf den verschiedenen Ebenen und die gemeinsamen sozial-diakonischen Projekte an die Seite stellten. Wir wollten in Kirche und Öffentlichkeit zeigen, dass wir als Kirchen in Ost und West aufeinander angewiesen sind, dass wir uns so vieles zu erzählen haben, was Jahrzehnte unausgesprochen blieb, dass wir so vieles sehen, uns so vieles fragen können, was wir noch nicht verstehen, so vieles staunend und freudig aneinander entdecken, und dass wir glücklich und dankbar auf gemeinsam Gelungenes zurückblicken.

Ende Oktober 1992 beschloss die Synode des Evangelischen Kirchenkreises Wetzlar einstimmig, mit der orthodoxen Eparchie von Tambow einen partnerschaftlichen Weg zu gehen. Ein Jahr später fand durch die Verantwortlichen beider Kirchenkreise in Wetzlar die Unterzeichnung einer zweisprachigen Urkunde statt. Jährliche Begegnungsreisen von Mitarbeitenden aus Sonntagschulen und Kindergottesdiensten und Kindergärten, Chorleitern und Verwaltungskräften, Priestern und Pfarrern, Studierenden des Geistlichen Seminars und jungen Menschen in Workcamps prägen seither die Partnerschaft. Eine deutsch-russische sozial-diakonische Konferenz in Tambow, Mitwirkung von Tambower Kirchenchören und Folkloregruppen, von Dozenten des Geistlichen Seminars bei landeskirchlichen oder kreiskirchlichen Veranstaltungen in Wetzlar, ein von jungen Menschen in Tambow aufgeführtes zweisprachiges Musical waren Höhepunkte. Die Stadt Wetzlar und das Gebiet Tambow unterstützen die Begegnungen mit denen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln. Die Urkunde beinhaltet u.a. auch die Einbeziehung öffentlicher Einrichtungen in Wetzlar in diese Partnerschaft. So entwickelten im Laufe der Jahre das Wetzlarer Kammerorchester, die Goethe Gesellschaft Wetzlar und die Goethe Schule Wetzlar eine eigene Partnerschaft mit entsprechenden Einrichtungen in Tambow. Der Kirchenkreis seinerseits pflegt außerdem seit zehn Jahren eine sozial-diakonische Partnerschaft mit einer Behinderten Einrichtung im Tambower Gebiet. Der CVJM Wetzlar-Giessen, der die Jugendbegegnungen des Kirchenkreises organisiert, ist durch eine Vereinbarung mit der an der Dershawin Universität angesiedelten Tambower Goethe Gesellschaft verbunden. Die Evangelische Kirche im Rheinland entsandte über mehrere Jahre Freiwillige Friedensdienstler nach Tambow. Eine im Frühjahr dieses Jahres mit der Superintendentin des Kirchenkreises durchgeführte Reise nach Tambow und ein beinahe vierstündiges Gespräch mit Bischof Feodosij von Tambow und Micurinsk machte beiden Seiten deutlich, dass der Dialog mitnichten beendet, sondern in dieser Zeit anders weitergeführt werden muss. Dabei wird es in erster Linie um ethisch-moralische Fragen gehen. Die Öffnung zwischen Ost und West, die Globalisierung, sowie die Entwurzelung vieler Menschen bringen eine immer größer werdende Spaltung zwischen einer konservativen Wertevorstellung und einer liberalen Entwicklung mit sich. Davon ist auch das Leben in den Kirchen betroffen.

Das Gelingen der einzelnen Veranstaltungen verdanken wir dem Einsatz langjähriger Mitglieder des Osteuropa Ausschusses und des Arbeitskreises Tambow, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Bezirks Heilig-Geist der Evangelischen Kirchengemeinde Wetzlar, insbesondere dem Arbeitskreis „Offene Hospitalkirche“, jungen Frauen aus Osteuropa, die spontane Übersetzungshilfen anboten, weil sie einfach glücklich waren, dass diese Veranstaltungen in Wetzlar stattfanden. Die Vorträge, der Tag, der der Ikonenherstellung gewidmet war, die Auseinandersetzung mit der Orthodoxie im Pfarrkonvent fanden eher in einem kleinen Rahmen statt. Viele Interessierte und Menschen mit Vorkenntnissen sahen sich die Ikonenausstellung an. Auf sehr großes Interesse und Begeisterung stieß das Konzert des Königsberger Domchores aus Kaliningrad, der auch die erste Wetzlarer Bachwoche eröffnete. Herzlichen Dank an dieser Stelle auch Kirchenmusikdirektor Joachim Eichhorn für die Integration des Chores in diese Festwoche.

Besonders danken wir Dr. Anna Briskina-Müller aus Halle, Dr. Heinz Joachim Held aus Hannover und Dr. Gerd Stricker aus Zürich, die mit Freude unserer Anfrage nach Vorträgen zum Thema nachkamen. Sehr umfangreich waren die Vorarbeiten von Michail Nikolskij aus Tambow, dem bedauerlicherweise einzigen Vertreter aus Tambow. Er brachte nicht nur 22 Ikonen aus seiner Heimatstadt nach Wetzlar, sein Vortrag über das Wesen und die Entstehung von Ikonen wurde mit wachsendem Interesse aufgenommen. Außerdem entstand dank seiner Arbeit ein informatives Heft zu den einzelnen Ikonen. Die eine oder andere von ihnen ist in Wetzlar geblieben und fordert die Besitzer immer wieder zur Auseinandersetzung heraus.

Danken möchten wir auch Wladimir Lebedew aus Tambow, der in unermüdlicher Vorarbeit den Vortrag Nikolskij's und seine Anmerkungen zu den Ikonen übersetzte. Das war für einen Autodidakten eine echte Herausforderung. Nicht zuletzt gilt unser Dank auch Superintendentin Ute Kannemann, die mit großem Interesse unsere Vorbereitungen verfolgt und unterstützt hat, sowie Sigrid Kornmann als Vertreterin der Stadt Wetzlar, deren persönliches Interesse an der Veranstaltung ihre Grußworte prägte.

Unter den zahlreichen Dialogen zwischen evangelischen und orthodoxen Kirchen ist der zwischen der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Russischen Orthodoxen Kirche der älteste. Die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und der Wille auf beiden Seiten, versöhnt miteinander zu leben, führte 1959 zu einer ersten offiziellen Begegnung. Ende 2010 wird sich wohl entscheiden, wie der Dialog auf höchster Ebene weitergeführt werden wird. Auch die Ausrichtung der Partnerschaft zwischen dem Evangelischen Kirchenkreis Wetzlar und der Orthodoxen Eparchie von Tambow wird von dieser Entscheidung abhängig sein. In diesem Zusammenhang können die in vielen Jahren gewachsenen Beziehungen zwischen unseren so unterschiedlichen Kirchen eine solide Basis für zukünftige Begegnungen sein.

Pfarrer i. R. Ernst Udo Küppers
Ursula Küppers

Im September 2010

Das Jubiläums Programm

| | | |
|---|--|---|
| Donnerstag 22.10. bis Mittwoch 5.11.2009 | Ikonenausstellung | Michail Nikolskij, Tambow Arbeitskreis „Offene Hospitalkirche“, Wetzlar |
| Samstag 24.10.2009 11 Uhr | Licht von innen – russische Bilder der Ewigkeit | Vortrag von Michail Nikolskij, Tambow Möglichkeit zum gemeinsamen Mittagessen |
| Samstag 24.10.2009 14 Uhr | Wie entsteht eine Ikone – Einführung in die Technik der Herstellung | Michail Nikolskij, Tambow |
| Dienstag 27.10.2009 19.30 Uhr | Die Russische Orthodoxe Kirche im Goldenen Käfig? | Vortrag von Dr. Gerd Stricker, Zürich |
| Sonntag 1.11.2009 17 Uhr | Chorkonzert, Eröffnung der 1. Wetzlarer Bachwoche | Königsberger Domchor, Kaliningrad Leitung: Elena Kramarenko |
| Mittwoch 4.11.2009 8.30 Uhr | Warum verstehen wir uns nicht immer? Andacht | Pfarrkonvent mit Dr. Anna Briskina-Müller, Halle Pfarrer i. R. Ernst Udo Küppers, Lich |
| Donnerstag 5.11.2009 19 Uhr | Abendandacht Abendessen für Mitarbeitende und Gäste Bilder – Musik – Gespräche | Pfarrer i. R. Ernst Udo Küppers, Lich Ursula Küppers, Lich |
| Mittwoch 11.11.2009 19.30 Uhr | Vortrag Traditionell – aber nicht überholt | Dr. Heinz Joachim Held, Hannover |

Alle Veranstaltungen fanden im Haus der Kirche und Diakonie und in der angrenzenden Hospitalkirche Wetzlar statt.

Licht von innen – Bilder der Ewigkeit

UTE KANNEMANN,
SUPERINTENDENTIN DES
KIRCHENKREISES WETZLAR

Sehr geehrte Damen und Herren,

„Licht von innen – Bilder der Ewigkeit“, dies zeigen uns Ikonen.

Ich darf Sie herzlich willkommen heißen zur Eröffnung dieser Ausstellung.

Sie bildet den Auftakt und schenkt einen Rahmen für weitere Veranstaltungen, mit denen wir in diesem Herbst auch in unserem Kirchenkreis Wetzlar das Jubiläum „50 Jahre theologischer Dialog Evangelische Kirche in Deutschland – Russische Orthodoxe Kirche, 1959–2009“ begehen wollen. Es ist eine Frucht dieses Dialoges, dass wir seit dem 30. Oktober 1992 partnerschaftlich verbunden sind mit der Eparchie Tambow. Viele Kontakte und Verbindungen, auch über die im engeren Sinne kirchliche Arbeit hinaus, sind in dieser Zeit entstanden und haben zu vielfältigen Begegnungen mit theologischem, wissenschaftlichem und kulturellem Austausch geführt. Beziehungen, persönliches und geistliches Miteinander sind gewachsen, Freundschaften sind entstanden. Wir lernen, einander zu verstehen in der unterschiedlichen Gestalt unserer Kirchen und ihrer Lebensäußerungen. Wir fragen nach der Verantwortung für das Leben auch in Staat und Gesellschaft. Was uns als Kirchen, Christinnen und Christen bewegt, ist die Botschaft der Bibel und sind Zeugnisse des Glaubens, wie sie uns auch die Ikonen zeigen. Sie leiten uns an zu einem neuen Sehen und Vernehmen der Botschaft. Sie beziehen uns ein. Die Bilder werden transparent. Das Licht Gottes leuchtet uns entgegen – und wir schauen durch die Bilder hindurch – Ikonen sind sozusagen „Fenster zur Ewigkeit“.

Ich freue mich, dass wir darüber in dieser Woche authentisch mehr erfahren und Zugänge gewinnen können durch einen Ikonenmaler aus Tambow: Unter uns darf ich sehr herzlich Herrn Michail Nikolskij willkommen heißen.

Michail Viktorowitsch Nikolskij ist Kandidat der pädagogischen Wissenschaften und Dozent am Lehrstuhl für Architektur und Gebäude an der Staatlichen Tambower Universität. Seit dem 1. September ist er Direktor der Kunstschule Nr. 2 in Tambow. Hier unterrichtet er Ikonenmalerei und Angewandte Kirchenkunst. Außerdem ist er Leiter der Ikonenmalklasse am Geistlichen Seminar der Tambower Eparchie.

Nikolskij wurde 1973 in Tambow in einer Familie geboren, die die orthodoxe Tradition bewahrt hatte, und deren Vorfahren Priester waren. Mit Auszeichnung absolvierte er 1992 die Kunst-Abteilung des Tambower Pädagogischen Colleges Nr. 2 und 1997 die Fakultät für Malerei und Graphik an der Universität von Lipezk. Seine Diplomarbeit schrieb er über „Die Tradition und die Neuerung in der Moskauer Ikonenschule“.

1991 bis 1998 erhielt er eine Ausbildung in der Ikonenmalklasse des Wosnessenskij-Klosters der Tambower Eparchie. In dieser Zeit lernten ihn die Veranstalter der Ausstellung kennen. Am Wiederaufbau und an der Ausmalung der Kathedralen in Tambow und Lipezk war er beteiligt. 1999 bis 2002 war er Aspirant der Tambower Technischen Universität und widmete sich hier dem Studium der Berufsausbildung in der Kunst.

Mehr als 60 wissenschaftliche Publikationen zum Thema der Ikonenkunst, der Kunstpädagogik, von Psychologie und Ikone und zur Ikonenmalerei sind ihm zu verdanken.

Zusammen mit seiner Frau Tatjana Nikoloskaja, Philologin und Wissenschaftlerin zu Fragen der früheren orthodoxen Religion, entwickelte er die Methodik der Schrift- und Buchstabenkomposition.

Die Arbeiten von Nikolskij befinden sich in orthodoxen Kathedralen und in Kunstgalerien in Russland und im Ausland, insgesamt in 20 Ländern der Welt.

Nikolskij muss am 1. November bereits wieder nach Moskau zurück, da er dort von der russischen Regierung einen Kulturpreis verliehen bekommt.



Herzlichen Dank, dass Sie zu uns gekommen sind und uns im Rahmen dieser Veranstaltungsreihe die Besonderheit der Ikonen und ihrer Herstellung nahe bringen!

Unter uns darf ich ebenso herzlich begrüßen: Herrn Oberkirchenrat Dr. Johann Schneider von der Evangelischen Kirche in Deutschland, den wir gerne willkommen heißen hätten und Frau Sigrid Kornmann, die für den Magistrat der Stadt Wetzlar zu uns sprechen wird.

Frau Vizepräsidentin Petra Bosse-Huber von unserer Evangelischen Kirche im Rheinland hat uns ein Grußwort geschickt, das uns Herr Pfarrer Ernst Udo Küppers verlesen wird.

Ehepaar Ursula und Ernst Udo Küppers möchte ich an dieser Stelle für den Osteuropa Ausschuss unseres Kirchenkreises einen besonderen Gruß und Dank aussprechen für den Aufbau unserer Partnerschaft mit Tambow und die kluge und liebevolle Vorbereitung dieser Veranstaltungsreihe!

Mein Gruß gilt auch den beiden Übersetzerinnen, die uns heute mit der Sprache helfen: Frau Lydia Sutschkow und Frau Julia Rogosha. Vielen Dank dafür!

Ikonen – „Licht von innen – Bilder der Ewigkeit“: sie zu betrachten, ist ein dialogisches Geschehen. Für uns selbst, unser Glauben und Erkennen – aber auch über uns hinaus. Ikonen wollen uns ins Gespräch mit Gott, ins Gebet, in Anbetung und Lobpreis führen. Der Wirklichkeit, die die Ikonen zeigen, entspricht zutiefst das Gotteslob, das in der orthodoxen Liturgie erklingt und den ganzen Menschen ergreift. Eine solche Doxologie wird uns Herr Pfarrer Küppers jetzt verlesen.

PFARRER I.R.
ERNST UDO KÜPPERS

Das Te Deum, – der Lobgesang der Alten Kirche

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

bevor ich die Doxologie (anbetender Lobpreis) lese, ein kurzes Wort als Einleitung. Das soll dem Verständnis dienen, nicht zuletzt den ökumenischen Charakter herausstellen.

Das Te Deum, der Lobgesang der Alten Kirche, ist reich an Aussagen der Heiligen Schrift und wird geprägt von der Hoffnung des christlichen Glaubens. Martin Luther hat ihn ins Deutsche übertragen, und er erscheint nun „in einer vollendeten Einheit von Text und Melodie als Wechselgesang“: Herr Gott, Dich loben wir (1528/29 unter der Nummer 191 im evangelischen Gesangbuch). Martin Luther hat das Te Deum außerordentlich geschätzt: „Es ist...ein fein Symbolum oder Bekenntnis, wer auch der Meister ist, in Sangesweise gemacht, nicht allein den rechten Glauben zu bekennen, sondern auch darin Gott zu loben und zu danken.“ (WA 50, 263). Er räumt ihm den Rang eines Bekenntnisses ein, stellt es den altkirchlichen Bekenntnissen, dem Apostolischen, dem Nizänischen und dem Athanasianischen gleich.

In einem Brief des Bischofs Cyprian von Toulon an den Bischof Maximus in Genf (verfasst zwischen 524 und 543) hat dies Lied-Gebet seine erste schriftliche Erwähnung gefunden und wird dem Apostolischen Glaubensbekenntnis gleichgeordnet. In der Ordensregel des Benedikt von Nursia (Gründer des Benediktinerordens) vom Jahr 529 heißt es für die Messe am Sonntagmorgen: „Nach dem vierten Responsorium beginnt der Abt den Hymnus Te Deum laudamus“ (die Benediktsregel, Beuron 1992, S. 121).

Vermutlich hat der Lobgesang schon früher in einer Beziehung zur Taufhandlung in der österlichen Zeit gestanden. „So findet der christliche Auferstehungsglaube überzeugenden Ausdruck.“ (Zum Ganzen vgl. Liederkunde zum Evangelischen Gesangbuch, Heft 6/7 Die liturgischen Gesänge, hg. Von Gerhard Hahn und Jürgen Henkys, Göttingen 2003).

Höchst erstaunt und erfreut finde ich das Te Deum am Ende stehend eines modernen Kompendiums von Theologie: Dietrich Ritschl/Martin Hailer, Diesseits und jenseits der Worte, Grundkurs Christlicher Theologie, Neukirchen Vluyn 2006, S. 392.

Dort heißt es: „Ich frage mich nicht, ob ich mit jeder dieser Aussagen „einig“ bin, denn das ist

nicht der Fall. Zudem fehlt mir vieles: Israel, aus dem der Jude Jesus hervorging, auch der umfassende Blick auf die ‚Fülle der Menschen und Völker, das stellvertretende Handeln der Kirche für Entrechtete und Leidende. Und bei den Worten „Rette dein Volk, segne dein Erbe“ geht uns ein Stich ins Herz im Gedenken an die Shoa. Dieses alte Zukunftslied der Kirche kann ich trotzdem mitsprechen, weil ich die große Hoffnung, die es in Ist-Sätzen ausspricht, als Vision der Verwirklichung von Gottes Gegenentwurf teile und weil ich mir klar mache, dass auch die solidarische, entprivatisierte Sprache der Doxologie nicht vollkommen ist und das ‚Bleibend Wichtige‘ nur unzulänglich abdeckt.“ (S. 392f.)

Alle theologischen Gedanken und hermeneutischen Erwägungen gipfeln nun also in diesem anbetenden Lobpreis, und wollen auf diese Weise ein Spiegel all dessen sein:

Te Deum

Dich, o Gott, loben wir.

Wir bekennen, dass du der Herr bist.

Die ganze Erde betet dich an, du ewiger Vater.

Dir rufen alle Engel zu, die Himmel und alle unsichtbaren Gewalten.

Dir rufen Cherubim und Seraphim ewiglich zu;

Heilig, heilig, heilig, ist der Herr Zebaoth

Himmel und Erde sind seiner Ehre voll.

Die Gemeinschaft der Apostel, die Gefolgschaft der Propheten,

das Heer der Märtyrer – sie preisen dich.

Die Kirche aller Welt bekennt sich zu dir,

dem Vater in ewiger Majestät,

und zu deinem wahren und einzigen lieben Sohn

und zu dem heiligen Geist, ihrem Tröster.

Du bist der König der Herrlichkeit, Jesus Christus.

Du bist der ewige Sohn des Vaters.

Du scheust nicht zurück vor der Menschwerdung,

um uns zu erretten.

Du hast besiegt den Stachel des Todes

und allen, die glauben, dass Himmelreich aufgeschlossen.

Du thronst zur Rechten Gottes in der Herrlichkeit des Vaters.

Wir glauben, dass du wiederkommen wirst, unser Richter zu sein.

Wir bitten dich darum;

hilf deinen Knechten, die du mit deinem kostbaren Blut erlöst hast.

Gib, dass ihre Namen gezählt werden zu deinen Heiligen in

ewiger Herrlichkeit.

O Herr, rette dein Volk, segne dein Erbe.

Leit uns und trag uns in Ewigkeit.

Alle Tage loben wir dich und beten dich an ewiglich.

Herr, bewahre uns heute, dass wir nicht in Sünde fallen.

Lass dein Erbarmen über uns leuchten, o Herr.

Das hoffen wir. Auf dich trauen wir.

Lass uns nicht zuschanden werden.

Amen.

6. Oktober 2009

*Sehr geehrte Frau Superintendentin Kannemann,
sehr geehrte Mitglieder des Osteuropa-Ausschusses und
sehr geehrte Gemeindeglieder im Kirchenkreis Wetzlar,*

ich grüße Sie herzlich als Vizepräsidentin Ihrer Landeskirche, der Evangelischen Kirche im Rheinland. Ich freue mich, dass Sie das 50-jährige Jubiläum der Aufnahme theologischer Gespräche zwischen der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Russischen Orthodoxen Kirche zum Anlass nehmen zu feiern, zu erinnern, zu danken und zu planen.

Im 5. Buch Mose gibt es einen Vers, der gut zu diesem Dialog passt und zu den Partnerschaften und Beziehungen, die durch ihn möglich geworden sind:

„Der Herr, dein Gott, hat dich gesegnet in allen Werken deiner Hände. Er hat dein Wandern durch diese große Wüste auf sein Herz genommen. Vierzig Jahre ist der Herr, dein Gott, bei dir gewesen.“ (5. Mose 2,7)

Vierzig Jahre Wanderung durch die Wüste, fünfzig Jahre Dialog. Mir fällt dieser Vers ein, weil das Gespräch mit der Russischen Orthodoxen Kirche wirklich ein gemeinsames Wandern war und ist.

In den ersten drei Jahrzehnten war dieses Wandern in den Partnerschaften in Gemeinden, Kirchenkreisen und auf der Ebene der Kirchenleitungen oft von den Wüstenerfahrungen der Zeit des „Kalten Krieges“ geprägt, danach von den Auf- und Umbrüchen in und nach dem Ende des Kommunismus.

In all den Jahren waren die evangelisch-orthodoxen Beziehungen von vorsichtigen Annäherungen, schwierigen Diskussionen um theologische und ethische Fragestellungen und immer wieder vom gemeinsamen Lernen bestimmt.

Gerade dort, wo uns die Frömmigkeit und die Glaubensaussagen unserer orthodoxen Geschwister fremd sind, und wo wir uns gegenseitig mit unserer jeweiligen Art, Christentum zu leben, in Frage stellen - gerade dort ist auch die Chance zu wirklicher Begegnung.

Wirkliche Begegnung kann uns neue Gotteserfahrung eröffnen, im Gebet, in der Betrachtung von Ikonen, in besonderen Facetten der Theologie. Wirkliche Begegnung mit orthodoxen Christinnen und Christen in und aus Russland kann uns auch die Erfahrung von Vergebung schenken, an die vor 60 Jahren noch nicht zu denken war und die vor 50 Jahren in unseren Kirchen beginnen durfte.

Gott hat unser Wandern durch die große Wüste auf sein Herz genommen und ist in all den Jahren bei uns gewesen. Gott sei Dank!

Grußwort des Magistrats der Stadt Wetzlar zur Eröffnung der Ikonenausstellung

STADTRÄTIN
SIGRID KORNMANN

Mein besonderer Gruß geht an :
die Gäste aus Tambow
den Königsberger Domchor Kaliningrad
Frau Kannemann
Herrn und Frau Küppers

Danke für die Einladung zu der Ikonenausstellung und zugleich dem Beginn einer sehr interessanten Jubiläumswoche.

Anlass ist der 50 jährige Dialog zwischen der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Russischen Orthodoxen Kirche.

Ziel der Gründer des Dialogs war kirchliche Streitfragen zu klären. Kirchenkreis seit 1992 Tambow verbunden, seit 17 Jahren werden die Begegnungen durch gemeinsame Gebete und Gottesdienste lebendig gehalten.

Es könnte nichts Treffenderes als eine Ikonenausstellung für diese Jubiläumswoche geben.

Ikonen (von griechisch εικώνα, ikóna, „Bild“, „Abbild“; im Gegensatz zu εἰδωλο, ídolo, „Trugbild“, „Traumbild“ (dem heute viel zu viele nachjagen).

Die Bilder sind kirchlich geweiht und haben für die Theologie und Spiritualität der Ostkirchen eine sehr große Bedeutung. Der Zweck der Ikonen ist, Ehrfurcht zu erwecken und eine existenzielle Verbindung zwischen dem Betrachter und dem Dargestellten zu sein, indirekt auch zwischen dem Betrachter und Gott.

Dieses habe ich sehr intensiv erlebt als ich in Nowgorod vor den sehr alten Ikonen des 11. bzw. 12. Jahrhunderts stand.

Ikonen werden in der Orthodoxen Kirche weder als Kunstgegenstände noch als Dekoration angesehen.

Ich möchte allen Beteiligten danken, die dieses Jubiläumsprogramm zusammengestellt haben und die in dieser Woche mitwirken.

Besonderer Dank gilt dem Ehepaar Küppers, die sich seit vielen Jahren
als unermüdliche Aufbauhelfer engagieren,
sich als Kämpfer für Barmherzigkeit auszeichnen
und vorbildliche Botschafter für Völkerverständigung sind.

Hinter ihnen steht eine große Gemeinschaft von Wetzlarer Bürgern und Bürgerinnen, die diesen Weg mit Ihnen gehen. Auch Ihnen meinen herzlichen Dank mit der Bitte ,sich auch weiterhin zu engagieren.

Dem vielfältigen Jubiläumsprogramm wünsche ich einen interessanten Verlauf ,der Jubiläumswoche einen regen Zuspruch.

Möge Gottes Segen die Jubiläumswoche begleiten!



Eröffnung der 1. Wetzlarer Bachwoche

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Besucherinnen und Besucher des Eröffnungskonzerts der ersten Wetzlarer Bachwoche,

im Namen der Evangelischen Kirchengemeinde und des Evangelischen Kirchenkreises Wetzlar sowie des Osteuropa Ausschusses im Kirchenkreis Wetzlar darf ich Sie herzlich begrüßen zu diesem Konzert des Königsberger Domchors Kaliningrad mit Titel: „Bach und der Osten Europas“.

Ein herzliches Willkommen Ihnen, den Sängerinnen und Sängern unter der Leitung von Frau Elena Kramarenko. Sie haben schon vor drei Jahren hier auf Einladung des Osteuropa Ausschusses gastiert und haben sich erneut einladen lassen anlässlich der Veranstaltungsreihe des Osteuropa Ausschusses zum 50-jährigen theologischen Dialog der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Russischen Orthodoxen Kirche, durch den nach dem 2. Weltkrieg in unseren Kirchen ein Prozess der Verständigung und Versöhnung entstanden ist.

Ihre Zusage ließ sich sehr gut verbinden mit den Planungen der Evangelischen Kirchengemeinde Wetzlar für eine 1. Wetzlarer Bachwoche, die Ihr Konzert heute eröffnet. Damit steht diese Woche in einem internationalen und interkonfessionellen Rahmen.

Verstehen und Verständigung, Anteilnahme aneinander und Erfahrung von Gemeinschaft besteht nie nur in Worten und Erklärungen. Dazu gehören auch Musik und Kunst. Über die Grenzen von Sprachen und Kulturen hinweg sprechen sie Menschen an in dem, was sie bewegt und schaffen besondere Möglichkeiten der Begegnung. Sie weisen über sich hinaus – und machen persönlich Mut, den eigenen Ort und einen gemeinsamen Weg schöpferisch neu zu finden. Bachs „Soli Deo Gloria“ – auch seiner weltlichen Werke – und das „Licht von innen“, das uns aus den Ikonen entgegen leuchtet, geben dazu ihren besonderen Beitrag.

Mein besonderer Dank gilt der Evangelischen Kirchengemeinde Wetzlar für die Ausrichtung der 1. Bachwoche, namentlich Herrn Kirchenmusikdirektor Eichhorn für die künstlerische Leitung und die gute Zusammenarbeit mit dem Osteuropa Ausschuss und dem Kirchenkreis. Ebenso allen Mitwirkenden, Unterstützern und Sponsoren.

Im Anschluss an das Konzert darf ich herzlich einladen zu einem „Künstlergespräch“ bei einem kleinen Empfang im Foyer.

Uns allen wünsche ich nun viel Freude in diesem Eröffnungskonzert mit dem Königsberger Domchor Kaliningrad!

Herzlichen Dank!

Grußwort des Magistrats der Stadt Wetzlar zur ersten Wetzlarer Bachwoche

STADTRÄTIN SIGRID KORNMANN

Sehr geehrte Konzertbesucher, Konzertbesucherinnen!

Dass wir diesen sehr ansprechenden Flyer zur 1.Wetzlarer Bachwoche in den Händen halten können, sollten alle mit großem Stolz erfüllen, die in dieser Woche mitwirken.

Es ist schon was ganz Besonderes, dass uns diese Konzertwoche bis auf einige Solisten von Musikerinnen, Musikern, Sängerinnen und Sängern aus unserer Region dargeboten wird.

Darüber hinaus haben wir Gäste aus Kaliningrad: Den Königsberger Domchor.

Ich heiße sie sehr herzlich willkommen und freue mich, dass sie zum wiederholten Male Gäste unserer Stadt sind.

Über den Kunstgenuss hinaus, den wir diese Woche erleben dürfen, ist es ein ganz besonderer Akt der Völkerverständigung und beweist, dass gerade die Kunst der größte Brückenbauer zwischen den Völkern ist.

Bei der Musik brauchen wir keine Dolmetscher, sie versteht sich von alleine und berührt unsere Herzen und verändert nach Meinung von Daniel Barenboim unsere Seelen.

Innerhalb der Kirchenmusik wird die Bachpflege in unserer Stadt großgeschrieben.

Alle oratorischen Werke, die Johannes- und Matthäus-Passion und vor allem das Weihnachtsoratorium sowie viele Kantaten kommen regelmäßig zur Aufführung.

Auch das Bach'sche Orgelwerk zieht sich wie ein roter Faden durch die Wetzlarer Orgelprogramme und findet große Beachtung über die Grenzen Wetzlars hinaus.

Bachwochen haben in vielen Städten Tradition. In unserer Region gab es Jahrzehnte lang die Dillenburger Bachwoche, die allerdings im letzten Jahr ihren Abschluss fand.

Dank der Initiative von Joachim Eichhorn wird nun die 1.Wetzlarer Bachwoche stattfinden und somit die Tradition in Mittelhessen weiterhin gepflegt.

Ich möchte ganz ausdrücklich Kirchenmusikdirektor Joachim Eichhorn für sein unermüdeliches Engagement danken, immer wieder unsere Stadt mit musikalischen Höhepunkten zu bereichern.

Mein herzlicher Dank geht auch an die Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen für ihre finanzielle Unterstützung. Sie hat stets ein offenes Ohr, wenn es um die Kulturförderung geht.

Mit dem Kinderprogramm „Die Orgelmaus“ von Carl-Peter Chilla wird eine ganz besondere Musikförderungs- und Musikbildung im Rahmen der 1.Wetzlarer Bachwoche angeboten.

Ich hoffe sehr, dass möglichst viele Schulklassen von diesem Angebot Gebrauch machen.

Sehr geehrte Damen und Herren

„Nicht Bach, Meer sollte er heißen“, mit diesen bewundernden Worten umschrieb Ludwig van Beethoven den Reichtum den uns Johann Sebastian Bach mit seinem Leben und Werk geschenkt hat.

Aus dem Musikleben unserer Tage ist das Werk Bachs nicht wegzudenken. Seine Wertschätzung ist weltumspannend.

So hat die NASA mit der Sonde Voyager II, die ausgeschiedt wurde, um fremde Welten zu erkunden, Musik von Johann Sebastian Bach mitgegeben, als Zeichen für die Qualität unserer zivilisatorischen Errungenschaften und Kultur.

Freuen Sie sich nun mit mir auf das Eröffnungskonzert mit dem Königsberger Domchor.

Dem Veranstalter wünsche ich, dass möglichst viele Konzertbesucher an der für Wetzlar historischen 1. Bachwoche teilnehmen.

Am Sonntag (8.11.) mit dem Höhepunkt der H-Moll-Messe wünsche ich mir, dass der Dom bis auf den letzten Platz gefüllt ist.

Wir alle brauchen Bach in unserer umtriebigen und oberflächlichen Zeit. Denn wer das Christentum völlig verlernt hat, der hört es bei Bach wie ein Evangelium.

Möge in diesem Sinne Gottes Segen die 1.Wetzlarer Bachwoche begleiten.

Ich danke ihnen für ihre Aufmerksamkeit.

Begrüßung von Dr. Heinz Joachim Held

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Als Vorsitzender des Osteuropa Ausschusses des Kirchenkreises Wetzlar darf ich Sie alle zu diesem Abend mit Herrn Dr. Heinz Joachim Held willkommen heißen. Auch im Namen der Superintendentin unseres Kirchenkreises, Pfarrerin Ute Kannemann, darf ich Sie und unseren Gast sehr herzlich begrüßen.

Wir freuen uns, lieber Bruder Held, dass wir Sie zum abschließenden Hauptvortrag innerhalb unserer Veranstaltungsreihe „50 Jahre theologischer Dialog der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Russischen Orthodoxen Kirche“ gewinnen konnten, hier auf dieser gemeindlichen Ebene der beiden rheinischen Kirchenkreise an Lahn und Dill, der örtlichen Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Giessen-Wetzlar und Umgebung – mit besonderem Blick auf die bald zwanzig Jahre bestehende kirchliche Partnerschaft zwischen Wetzlar und Tambow.

Wir sind gespannt auf das Thema „Traditionell – aber nicht überholt, Nachdenkliches für einen evangelischen Christen in Glauben, Frömmigkeit und theologischem Denken der östlich-orthodoxen Kirchen.“ Wir danken Ihnen für die schriftliche Kurzfassung, die wir mitnehmen dürfen.

Die Fassung des Themas können wir schon vorweg ganz gut verstehen, wenn wir bei Ihnen in der „Halb-Zeit“ der Dialoge, nach zwölf von vierundzwanzig Gesprächen, in einer Zwischenbilanz lesen:

„Zusammengefasst: Ich glaube, es kommt darauf an, dass wir uns als Kirchen und als Vertreter unserer Kirchen ausführlicher an unserer inneren und äußeren Biographie Anteil geben müssen, als einzelne in unserer eigenen Zeit und als Kirchen auf dem Weg durch die Zeiten, wenn wir einander noch besser verstehen und näherkommen wollen. Ich verstehe darunter, dass wir einander mehr erzählen sollten, welchen geistlichen, kirchlichen, theologischen Weg uns Gott jeweils geführt hat und was uns in unserer Weise, Kirche zu sein und den Glauben in unserer Welt zu leben, geprägt hat.“

Nicht umsonst heißt das große zweisprachige Buch über die Beziehungen zwischen der Russischen Orthodoxen Kirche und der Evangelischen Kirche in Deutschland „Hinhören und Hinsehen“. Darin schreiben Sie:

„Sie können noch viel voneinander lernen. Nicht zuletzt muss sich ihr kommender Dialog der Frage zuwenden, wie sie sich in der gegenwärtigen geistigen und kulturellen Krise helfen können, den Glauben an den dreieinigen Gott zu bezeugen und den Menschen Hilfe und Orientierung in ihren persönlichen und sozialen Nöten zu geben.“

In einer anderen Würdigung, bei Siegfried Kasparick (Propst von Wittenberg, letzter Dialog 2008) heißt es: „Ich halte es auch für unverzichtbar, dass der theologische Dialog eingebettet bleibt in die vielfältigen Partnerschaftsbeziehungen unter den Kirchen und unter den Kirchengemeinden und Studierenden, dass er eingebettet bleibt in die vielen gemeinsamen diakonischen Projekte, dass er eingebettet bleibt in die Fragen nach der gesellschaftlichen Wirklichkeit.“

Das Kommunique von Wittenberg 2008 hebt hervor: „In dieser Zeit (in diesen fünfzig Jahren) ist zwischen unseren Kirchen in verschiedenen historischen, politischen, gesellschaftlichen Kontexten und auch in manch schwieriger ökumenischer Situation ein gegenseitiges verlässliches Vertrauen gewachsen. Dieser Dialog ist ein Weg unter dem Gebet unseres Herrn, „auf dass sie eins seien“ (Johannes 17,11)... In diesem Sinne sollten die Gespräche auch weitergeführt werden.“

Lieber Bruder Held, sie haben einen bedeutenden Anteil an diesem Weg, in dem Sie nicht nur teilnahmen, sondern auch vortrugen, moderierten und bilanzierten, das Erkannte oder auch Wiederentdeckte „multiplizierten“ in der Weitergabe des Zeugen und Mitchristen.

Als solchen möchte ich Sie unseren Zuhörern vorstellen:

Heinz Joachim Held wurde am 16. Mai 1928 in Wesseling am Rhein als eines von 6 Kindern geboren. Begegnungen mit Menschen anderer Konfessionen prägten den jungen Heinz Joachim Held schon früh und hinterließen unauslöschliche Spuren. Sein Vater, Heinz Joachim Held, Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland von 1948 bis 1957 stand an der Spitze der Delegation der Evangelischen Kirche in Deutschland, die im Spätsommer 1955 auf Einladung des Moskauer Patriarchates nach Kiew, Odessa und Leningrad reiste, zur Vertiefung und Absicherung der Beziehungen zu Christen in der Sowjetunion und zur Versöhnung der Völker beitrug.

Sein Theologiestudium absolvierte Heinz Joachim Held an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal, den Universitäten Göttingen, Heidelberg und Bonn, wo er 1951 sein Examen ablegte. Nach einer kurzen Assistenz bei Professor Georg Eichholz in Wuppertal nahm er das Angebot des Ökumenischen Rates der Kirchen für einen Studienaufenthalt am Theologischen Seminar in Texas an und übernahm Urlaubsvertretungen in New Orleans. Seine erneute Tätigkeit in Wuppertal führte zur intensiven Beschäftigung mit dem Neuen Testament und zur Dissertation über „Matthäus als Interpret der Wundergeschichten“.

Nach den Jahren als Gemeindepfarrer am Niederrhein wurde Held Professor der Theologie und später Kirchenpräsident am La Plata in Argentinien. Von 1975 bis 1993 leitete er das Kirchliche Außenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, zuletzt als ihr Auslandsbischof. Als solcher leitete er auch die Dialoge mit der Russischen Orthodoxen Kirche. Er gehörte von 1968 bis 1991 dem Zentralausschuss des Ökumenischen Rates der Kirchen an, von 1983 bis 1991 als dessen Vorsitzender. Von 1982 bis 1988 war er Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Westdeutschland, von 1992 bis 1995 in Deutschland.

Korrektur Seite 15

In Zeile 23 muss es heißen: Sein Vater, Heinrich Held, Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland – nicht Heinz Joachim Held

Ergänzung Seite 15 im dritten Absatz von unten
Heinrich Held besuchte auch die Evangeliumschristen-Baptisten in Moskau und die lettischen Lutheraner in Riga



Orthodoxe Kirchen Byzantinischer Tradition

Was bedeutet „orthodox“?

Im Westen werden „die Orthodoxen“ wohl am häufigsten mit Ikonen und Kerzen in Verbindung gebracht, die in ihren Kirchen überall zu sehen sind, ebenso mit schönen Gesängen und bärtigen Priestern in farbigen gottesdienstlichen Kleidern. Warum tragen denn die Christen, deren Kirchenraum so bunt und deren Gottesdienste ästhetisch so abwechslungsreich sind, diesen so streng anmutenden Namen „orthodox“?

Zunächst haben sich als „orthodox“ die Anhänger jener Lehre (im 4. Jahrhundert) bezeichnet, die den Glauben an die wahre *anfangslose Gottheit* des Sohnes Gottes verteidigt haben, und zwar gegenüber dem Arianismus, dessen Anhänger ihrerseits gelehrt haben, Jesus Christus sei ein *Geschöpf* und somit nicht *anfangslos*, sondern „es habe eine Zeit gegeben, als es ihn nicht gegeben habe“. Die Gegner des Arianismus haben sich als „orthodox“, also „rechtgläubig“ bezeichnet. Das Wort hat aber auch die zusätzliche Bedeutung, nämlich „recht preisend“. Die Orthodoxie betrachtet sich folglich als die in jeder Hinsicht – in Glaubenslehre und Lobpreis – „orthodoxe“, wahre Kirche.

Die Orthodoxie besteht heute aus zwei großen Kirchenfamilien, nämlich den Byzantinischen Orthodoxen und den sogen. Altorientalischen Orthodoxen. Die Geschichte der Trennung ist lang und kompliziert. Nach der Legitimierung des Christentums auf dem Boden des Imperium Romanum im 4. Jahrhundert durch Kaiser Konstantin den Großen wurden regelmäßig große Tagungen der Ökumene (des gesamten römischen Reichs) einberufen. Sie sind als die Ökumenischen Konzilien bekannt. Auf den Konzilien ging es um Einigung in Fragen der Glaubenslehre, der Jurisdiktion, des kirchlichen Kalenders, der Kirchendisziplin u.a. Schon nach dem III. Ökumenischen Konzil von Ephesus (431), besonders aber nach dem IV. Konzil von Chalzedon (451) haben sich einige östliche Kirchen gezwungen gesehen, ihr eigenes, von der Reichskirche unabhängiges Leben zu führen. Sie werden als die *vorchalzedonischen Kirchen* bezeichnet, weil sie – aus verschiedensten Gründen – die Entscheidungen des IV. Ökumenischen Konzils von Chalzedon nicht teilen wollten oder konnten. Diese Spaltung ist bis heute nicht geheilt. Ihre Ursachen lagen zum Einen in verschiedenen christologischen Ansichten: Man konnte sich nicht darüber einigen, wie man begreifen, formulieren und lehren sollte, dass in Jesus Christus zugleich die göttliche als auch die menschliche Natur vorhanden sind. Zum Anderen wurde die Spaltung eben auch durch die politischen Umstände begünstigt: Durch das Streben einiger Völker nach Unabhängigkeit vom Römischen Reich und dementsprechend auch von der Reichskirche, oder aber durch die zahlreichen Kriege, welche die Teilnahme einiger östlicher Kirchen an den Konzilien der Reichskirche einfach unmöglich machten.

Die Selbstbezeichnung „Orthodox“ behielten sowohl die Anhänger der Reichskirche als auch die der sogen. vorchalzedonischen Kirchen für sich bei. In der Konfessionskunde hält man sie jedoch auseinander. Diejenigen östlichen Nationalkirchen, die der Glaubenslehre der sieben Ökumenischen Konzilien (also der Glaubenslehre der öströmischen bzw. byzantinischen Kirche) treu geblieben sind, nennt man die „orthodoxen Kirchen der byzantinischen Tradition“ oder einfach „die Orthodoxen“. Diejenigen östlichen Kirchen, die aus politischen, kulturellen und theologischen Gründen eine selbständige Entwicklung erfahren haben, nennt man „die altorientalischen“ bzw. „die vorchalzedonischen orthodoxen Kirchen“ oder „die Altorientalen“ bzw. „die Vorchalzedonenser“.

Die Patriarchate der byzantinischen Tradition

In Europa war die Orthodoxe Kirche lange als „die Morgenländische Griechische (Orthodoxe) Kirche“ bekannt. Dies war auch die Selbstbezeichnung der orthodoxen Nationalkirchen in ver-

schiedenen Ländern. Heute trägt jede orthodoxe Nationalkirche den Namen ihres Landes, so etwa: Russische Orthodoxe Kirche, Orthodoxe Kirche in Amerika usw.

Orthodoxe Nationalkirchen der byzantinischen Tradition sind autokephal. Autokephalie bezeichnet die Selbstleitung der Kirche durch einen Ersthierarchen (Patriarch, Katholikos), der ohne Teilnahme anderer orthodoxer Ersthierarchen gewählt wird; kanonische, administrative und rechtliche – nicht aber dogmatische! – Fragen werden selbständig gelöst.

Der Patriarch gilt in der jeweiligen Nationalkirche als der *primus inter pares*, der Erste unter den Gleichen. Die Orthodoxie verfügt somit über keine zentrale Leitungsstruktur bzw. –person, die für die Gesamt-Orthodoxie zuständig wäre, wie dies beispielweise der Papst für die Römisch-Katholische Kirche ist.

Heute ist die Orthodoxe Kirche durch folgende Patriarchate vertreten: 1. das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel (zu ihm gehören auch: die Mönchsrepublik Athos und zahlreiche Gemeinden und Bistümer in der Diaspora); 2. das Griechisch-Orthodoxe Patriarchat von Alexandrien und ganz Afrika; 3. das Griechisch-Orthodoxe Patriarchat von Antiochien und ganz Asien; 4. das Griechisch-Orthodoxe Patriarchat von Jerusalem; 5. die Russische Orthodoxe Kirche (zu ihr gehören folgende autonome¹ Kirchen: die Heilige Orthodoxe Kirche von Japan; die Ukrainische Orthodoxe Kirche (Patriarchat Moskau); die Weißrussische Orthodoxe Kirche; die Orthodoxe Kirche in Estland; die Orthodoxe Kirche in Lettland); 6. die Georgische Orthodoxe Kirche; 7. die Serbische Orthodoxe Kirche; 8. die Rumänische Orthodoxe Kirche; 9. die Bulgarische Orthodoxe Kirche; 10. die Orthodoxe Kirche von Zypern; 11. die Orthodoxe Kirche von Griechenland; 12. die Autokephale Orthodoxe Kirche Polens; 13. die Orthodoxe Kirche in Tschechien und der Slowakei; 14. die Albanische Orthodoxe Kirche.

Es gibt einige Orthodoxe Kirchen, deren Autokephalie oder Autonomie nicht von der Gesamt-Orthodoxie anerkannt ist, z. B. die Orthodoxe Kirche in Amerika, die Orthodoxe Kirche in Mazedonien, die Autokephale Ukrainische Orthodoxe Kirche und die Orthodoxe Apostolische Kirche in Estland.

All diese Kirchen bekennen dieselbe Glaubenslehre, ihre Gottesdienste haben größtenteils eine gemeinsame Entwicklung hinter sich, sind seit Jahrhunderten weitgehend unverändert und miteinander fast identisch, bedienen sich aber verschiedener Sprachen. Das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel, die Patriarchate von Alexandrien und Jerusalem zelebrieren im frühbyzantinischen Griechischen und auf Arabisch; im Patriarchat Antiochien betet man auf Arabisch; die Georgische Kirche hat ihre eigne altertümliche Kirchensprache beibehalten. Die slawischen Kirchen halten ihre Gottesdienste in (z. T. der Sprache des jeweiligen Landes angepasstem) Kirchenslawisch. „Neue“ Orthodoxe Kirchen (z. B. in Amerika, Finnland, Japan u. a.) feiern ihre Gottesdienste meistens in der Landessprache.

Die Kalenderfrage

Innerhalb der byzantinischen Orthodoxie gibt es aber auch einige ungelöste Fragen. Eine davon betrifft den Kalender: Orthodoxe Kirchen leben nach verschiedenen Kirchenkalendern. Ein Teil der Orthodoxen benutzt den alten *julianischen* Kalender (eingeführt im Jahre 45 v. Chr. von Julius Caesar), der andere den neuen, *gregorianischen* (eingeführt im Jahre 1582 vom Papst Gregor XIII.), nach dem auch alle römisch-katholischen und evangelischen Christen leben. Die Differenz zwischen den beiden Kalendern beträgt mittlerweile 13 Tage.

Die Orthodoxen Nationalkirchen, die nach dem julianischen Kalender leben (Serbische, Russische, Georgische u. a.), feiern ihr Weihnachtsfest zwar auch am 25. Dezember, aber an dem *des Julianischen Kalenders*. Wenn sie in ihrem Kalender also den 25. Dezember haben, hat die „gregorianische“ Welt an diesem Tag schon den 7. Januar.

Einige orthodoxe Kirchen haben den gregorianischen Kalender eingeführt, allerdings nur für die unbeweglichen Feste (wie Weihnachten, Epiphanie u.a.). Daher feiern z.B. die Rumänische und die Griechische Kirche Weihnachten zusammen mit den römisch-katholischen und evangelischen Christen.

Die beweglichen Feste des Osterzyklus (etwa Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten) feiern die Orthodoxen hingegen immer zusammen. Die Termine dieser Feste werden nicht nach der Sonne, sondern nach dem Mond ausgerechnet. Das Osterfest wird am ersten Sonntag nach dem Vollmond nach (oder am Tag) der Tag-und-Nacht-Gleichen (21. März des julianischen Kalenders) gefeiert. Wenn aber das so errechnete Osterfest mit dem jüdischen Pessah-Fest zusammenfällt, feiert man die Auferstehung des Herrn einen Sonntag später.

Die Schrift und die Heilige Überlieferung

Wie ist es nun möglich, dass die orthodoxen Kirchenräume und Gottesdienste in den unterschiedlichsten Ländern wie z.B. Russland und Japan, Georgien und Amerika dennoch miteinander beinahe identisch und für einen fremden Gast sofort als „orthodox“ widererkennbar sind?

Die Erklärung für dieses Phänomen liegt in der Tradition. Die Orthodoxie ruht nicht nur auf der Hl. Schrift, sondern auch auf der Hl. Überlieferung, der Tradition. Die Hl. Überlieferung ist für die Orthodoxen eine Art ununterbrochene Kette der Weitergabe der von Gott *offenbarten* Wahrheiten von Generation zu Generation, wobei der Anfang der Kette bei Gott selbst gesehen wird.

Die Überlieferung ist aber nicht einfach die Weitergabe der Information über die Heilstaten Gottes. Sie ist vielmehr der gesamte geistliche *Kontext* des persönlichen Glaubens. Die Orthodoxen Christen sind überzeugt, dass erst die Hl. Überlieferung Menschen befähigt, die Hl. Schrift in ihrer Tiefe zu begreifen.

Zur Heilige Überlieferung zählen die Glaubenssymbole und –bekenntnisse; die Apostolischen Regeln und Kanones; die Entscheidungen und Regeln der Ökumenischen Konzilien und einiger Landeskonzilien, welche von der gesamten Orthodoxie anerkannt werden; die Märtyrerakten und Heiligenviten; die alten Kirchenhistorien, etwa die des Eusebios und die des Sokrates; die Werke der Hl. Kirchenväter. Einige Bräuche (etwa verschiedene Gebetshaltungen) und Vorschriften (etwa über das Fasten), die gesamte liturgische Praxis der Kirche und sogar die Kirchenkunst (Ikonmalerei, Musik, gottesdienstliche Texte, Kirchenbau) gehören auch zu der Hl. Überlieferung.

Da sich alle Orthodoxen Kirchen in jedem Land an die gemeinsame Hl. Überlieferung halten, ist ein jeder orthodoxer Kirchenraum oder Gottesdienst byzantinischer Tradition in jedem beliebigen Land so leicht als ein „orthodoxer“ erkennbar.

Der Gottesdienst

Wenn man den Kirchenraum einer orthodoxen Kirche betritt, fällt einem sofort auf, dass es keine Bänke gibt² In den stundenlangen Gottesdiensten wird also gestanden. Jeder ist aber in seiner Gebetshaltung frei: Man kann knien, sich bekreuzigen und sich im Gebet immer wieder verbeugen. Einige wechseln den Platz während des Gottesdienstes, stellen sich einmal näher zum Altar oder entfernen sich von diesem.

Der Orthodoxe Gottesdienst ist für den Menschen in seiner Gesamtheit gedacht. Die „Materialität“ des Menschen wird ernst genommen: Nicht allein der Verstand und die Seele haben ihre Beschäftigung im Gottesdienst, sondern auch der Körper: Die Augen können sich je nach Kirchenjahreszeit an den wechselnden Farben der Priesterkleider und Paramente, den Ikonen,

Kerzen und dem wechselnden Spiel von Dunkelheit und Licht erfreuen; die Nase atmet den Weihrauch ein; die Lippen, Stirn und Hände berühren mit Ehrfurcht die Ikonen und die segnende Hand des Priesters; die Zunge schmeckt den Wein und das Brot des Abendmahls; die Ohren vernehmen abwechselnd den Klang monoton rezitierter Gebete und des kunstvollen Gesanges³. Der Verstand bekommt seine Nahrung durch die theologisch dicht gesättigten biblischen und hymnographischen Texten: die Texte der Lesungen, die Hymnen und Psalmen sowie die Predigt. Die Seele wird durch das Gesamtgeschehen zur Buße, Demut und Liebe bewegt. Jeder soll hier für sich eine passende Nische finden, der Erwachsene wie auch das Kind, der Gebildete wie auch der Ungebildete; ja selbst die Tauben und Blinden, Menschen mit beschädigter Wahrnehmung können dank der materiellen Vielseitigkeit des orthodoxen Gottesdienstes am Geschehen fast ohne Einbußen teilnehmen.

Die gottesdienstlichen Tages-, Wochen- und Jahreskreise und die Sakramente der Orthodoxen Kirche

Wer sich in einer orthodoxen Gemeinde länger aufhält, wird merken, dass die Gottesdienste – besonders in den Klöstern – bis zu drei Mal am Tag gefeiert werden. Die Orthodoxie kennt drei gottesdienstliche Kreise: den Jahres-, Wochen- und Tageskreis.

a) Der *Tageskreis* zählt neun Gottesdienste (Neunte Stunde⁴ Abend, Spätabend, Mitternacht, Erste Stunde, Dritte Stunde, Sechste Stunde, Morgen; die Göttliche Liturgie), die meistens in drei Blöcken gehalten werden.

So wichtig die Gottesdienste des Tageskreises auch sein mögen, identifiziert sich die Orthodoxe Kirche vor allem mit dem eigentlichen Christlichen Gottesdienst, dem Abendmahlsgottesdienst, also der „*Göttlichen Liturgie*“. Sie steht gesondert und ist mit keiner bestimmten Tageszeit verbunden: Je nach dem Zeitpunkt des Jahreskreises wird sie am Morgen, am Tag, am Abend und sogar in der Nacht gehalten.

Heute werden in den Kirchen byzantinischer Herkunft drei verschiedene Liturgie-Formulare gebraucht: die Göttliche Liturgie des Johannes Chrysostomus, die Göttliche Liturgie des Basilius⁵ des Großen und die Liturgie der Vorgeweihten Gaben⁶ (die bereits während der letzten Liturgie konsekriert wurden), die auf Gregorius den Dialogen (des Papstes Gregor I.) zurückgeht. Die vierte, die Jakobus-Liturgie, wird selten gefeiert. Die Liturgie wird als von Gott gestiftet, von der Hl. Trinität selbst vollzogen betrachtet.

Die Göttliche Liturgie kann nur von einem Bischof oder von einem Priester zelebriert werden. Dabei helfen ihnen die Diakone. Einige Lesungen können von Lektoren (beider Geschlechter) gehalten werden; im Altarraum helfen den Zelebranten die Altarhelfer (nur männlichen Geschlechts).

b) Der *Wochenkreis* gehört zur ältesten Ordnung des christlichen Kalenders. Er lässt sich bis in das 2. Jahrhundert zurückverfolgen. Der Wochenkreis hat keine eigenen Gottesdienste. Seine Gebete (wie auch die des Jahreskreises) werden in die Gottesdienste des Tageskreises hineingeflochten. Jeder Wochentag hat sein Thema: Der Sonntag gilt als der Herrentag und ist – wie auch in der gesamten Christenheit – der Auferstehung Christi gewidmet; der Montag dem Erzengel Michael, allen Engelscharen und Märtyrern; der Dienstag der Enthauptung des Johannes des Täufers und mit ihm aller Propheten; am Mittwoch wird des Verrats des Judas gedacht; dieser Tag ist auch der Verehrung des Kreuzes gewidmet; Donnerstag ist der Tag der Apostel, des Hl. Nikolaus des Wundertäters und mit ihm aller heiliggesprochenen Bischöfe; Freitag ist dem Gedenken des Leidens Christi und seines Todes am Kreuz gewidmet; am Sonnabend erinnert man sich aller Heiligen und Verstorbenen. Mittwoch und Freitag sind Fastentage.

c) Der *Jahreskreis* besteht aus zwei Kreisen: dem Kreis der beweglichen Feste und dem unbeweglichen Festkreis. Zwölf Feste gelten als die wichtigsten nach dem „Fest aller Feste“, dem Fest der Auferstehung des Herrn (Ostern). Zu diesen Zwölf Großen Festen zählen neun unbewegliche (d.h. Feste mit einem festen Datum) und drei bewegliche Feste: Die Geburt des Herrn (25. Dezember/7. Januar⁶), die Taufe des Herren (die Theophanie) (6./19. Januar), die Begegnung des Herrn (2./15. Februar), die Verkündigung der Gottesmutter (25. März/7. April), die Verklärung des Herrn (6./19. August), die Entschlafung der Gottesmutter (15./28. August), die Geburt der Gottesmutter (8./21. September), die Erhöhung des Lebenspendenden Kreuzes des Herrn (14./27. September) und die Darstellung der Gottesmutter im Tempel (21. November/4. Dezember); der Einzug des Herrn nach Jerusalem (Palmsonntag), die Himmelfahrt des Herrn und der Tag der Hl. Trinität (Pfingsten).

Außer dem Fest der Auferstehung Christi und den Zwölf Festen feiert man noch einige Große Feste: die Beschneidung des Herrn (1./14. Januar); die Geburt des Johannes des Täufers (24. Juni/7. Juli); den Tag der Apostel Petrus und Paulus (29. Juni/12. Juli); das Gedenken der Enthauptung des Johannes des Täufers (29. August/11. September). Die Russische Orthodoxe Kirche kennt noch das Fest der Obhut der Gottesmutter (1./14. Oktober).

Zur inneren Vorbereitung auf einige Feste dienen mehrwöchige Fastenzeiten: Vor Weihnachten, Ostern, dem Fest der Apostel Petrus und Paulus und vor der Entschlafung der Gottesmutter. Zusätzlich gibt es auch einzelne Fastentage: Mittwochs und Freitags ist Fasten angesagt.⁷

Außer den genannten Festen wird jeden Tag das Gedächtnis verschiedener Heiliger gefeiert. So ist in der Orthodoxen Kirche jeder Tag dem Gedenken eines Heilsereignisses oder einiger Personen, die mit ihrem Leben und Tod das Heil verkündet haben, gewidmet.

d) Die Orthodoxe Kirche kennt *sieben Sakramente*: Taufe, Myronsalbung (in der westlichen Tradition als die Firmung bzw. Konfirmation bekannt), Eucharistie, Buße, Ehe, Priesterweihe, Krankenölung. Im byzantinischen Osten bezeichnet man die Sakramente als „Mysteria“, „die Geheimnisse“. Darunter versteht man die von Christus selbst eingesetzten und biblisch begründbaren „heilige Handlungen, in denen unter dem sichtbaren Zeichen die unsichtbare Gnade Gottes mitgeteilt wird“, so die Definition eines Orthodoxen Bekenntnisses.

Die *Taufe*, die *Myronsalbung* und das *Abendmahl* sind miteinander eng verbunden. In der Taufe, so ist die Lehre der Orthodoxen Kirche, wird man von der Erbsünde und von den persönlich begangenen Sünden gereinigt. Im Sakrament der sofort nach der Taufe folgenden Myronsalbung erhält der Getaufte die Gabe des Heiligen Geistes. Danach darf der neue „Soldat des Lichtes“ (wie der Neugetaufte im Text eines Gebetes genannt wird) an der Kommunion teilnehmen. Die Orthodoxe Kirche praktiziert sowohl die Kindertaufe als auch die Kinderkommunion. In einigen orthodoxen Kirchen ist das Sakrament der Buße (also die Beichte) eine Voraussetzung für die Teilnahme am Abendmahl.

Das Geheimnis bzw. Sakrament der *Buße* gilt als die zweite Taufe. Es wird nicht nur „satisfaktorisch“ (als Genugtuung für die begangene Sünde), sondern vor allem „therapeutisch“ (als Heilung einer sich selbst zugefügten Wunde) betrachtet. Die Beichtpflicht gilt ab dem Alter von sieben Jahren.

Das Sakrament der *Ehe* ist auch als die „Krönung“ bekannt, weil die Verlobten während des Gottesdienstes der Trauung mit Kränzen bzw. Kronen gekrönt werden, die die königliche Würde, aber auch das Martyrium des Ehestandes symbolisieren. Die Ehe gilt als über den Tod hinaus gültig. Es gibt aber Gründe, die die Orthodoxe Kirche für schwerwiegend genug anerkennt, um eine Ehe als nicht mehr existierend zu erklären, bzw. um die Ehe zu scheiden. Das ist Untreue, Kriminalität, Verschollensein eines Ehepartners, Weigerung, Kinder zu haben, sogen. „geistige Umnachtung“ und einiges mehr. Die Orthodoxe Kirche kann insgesamt bis zu drei Mal trauen.

Die *Ordination* ist möglich für alle drei Stände der männlichen Orthodoxen Christen: für 1) verheiratete, als auch 2) zölibatär lebende, als auch 3) monastisch lebende Männer. Zum Bischof werden aber nur monastisch Lebende geweiht. Die Orthodoxe Kirche kennt keine Frauenordination.

Das Sakrament der *Krankenölung* soll dem Leib und der Seele die Heilung und die Vergebung der vergessenen oder nicht wahrgenommenen Sünden bringen.

Das Sakrament der *Kommunion* ist in der Orthodoxen Kirche als die *Eucharistie* (Danksagung) bekannt. Im slawischen Bereich hat der Begriff für „Kommunion“ die Bedeutung von „Teilhabe“ (*pri astie*). Nach dem Glauben der orthodoxen Kirche empfängt der Gläubige im Abendmahl den wahren Leib und das wahre Blut des verklärten und auferstandenen Herrn und wird durch Christus „der göttlichen Natur teilhaftig“ (2 Petr 1,4).

Die Ikone

Einem Gast fallen im orthodoxen Kirchenraum wahrscheinlich vor allem die zahlreichen Ikonen auf. Die byzantinische orthodoxe Kirche wird deswegen manchmal auch die Kirche der Sieben Ökumenischen Konzilien genannt. Im VII. (und für die Orthodoxe Kirche letzten) Ökumenischen Konzil (787) wurde die *Ikonenverehrung* als der Ausdruck des Glaubens an die wahre Menschwerdung des Sohnes Gottes festgelegt.

Eine Ikone hat zwei Ebenen: eine didaktische und eine symbolisch-mystische. Sie sollte, einerseits, die gemalte Bibel bzw. eine Predigt in Farben sein; andererseits, wird sie als „das Fenster in die andere Welt“ (nach dem Wort eines der berühmtesten orthodoxen Theologen und Märtyrers des 20. Jahrhunderts Pavel Florenskij) verstanden. Eine Ikone ist in erster Linie nicht für den Interessierten, sondern vor allem für den betenden Menschen da. Außerhalb des Gottesdienstes ist sie nicht begreifbar, stellt sie doch Themen und Gegenstände dar, die sich nicht wirklich abbilden lassen. Die Sprache der Ikonen ist daher tief symbolisch. Einem fremden Gast könnte es sogar scheinen, dass auf den Ikonen nichts „normal“ ist: Die Menschen, die Landschaft, die Architektur, die Tiere, alles erhält ein anderes Aussehen. Damit will die Ikone vor allem auf die Andersartigkeit der göttlichen Wirklichkeit hinweisen. Wenn eine Ikone verehrt wird, gilt diese Ehre dem Dargestellten, dem Urbild. Daher ist die Ikone nicht als ein Kunstobjekt schön, sondern als der Hinweis auf die Schönheit schlechthin, auf Gott selbst und auf die Menschen, die sein Heil verkündet und verkörpert haben.

Die Ikonen „formulieren“ in Symbolen und Farben das gesamte Heilsgeschehen. Man sieht nicht nur Christus und seine Mutter, sondern auch die ersten Menschen Adam und Eva, die Propheten und Könige des alten Israel, die Märtyrer und Bekenner der ersten christlichen Jahrhunderte, aber beispielsweise auch einen Theologieprofessor aus Athen, der im 20. Jahrhundert gelebt hat, oder eine deutsche, orthodox gewordene, Großfürstin, die im 20. Jahrhundert von den Bolschewiken erschossen wurde. Frauen und Männer, Kinder und Erwachsene, Könige und Soldaten, Propheten und Professoren; Menschen, die vor zwei tausend Jahren gelebt haben, und Menschen, die erst gestern unter uns waren...- die Heilsgeschichte hat nicht aufgehört, die Theologie ist kein Mythos und keine Abstraktion, sagt die Orthodoxie.

Die Kirchenmusik

Wenn man während des Gottesdienstes in die orthodoxe Kirche kommt, wird man bald merken, dass die Orthodoxen keine Musikinstrumente benutzen. Im Gottesdienst wird nur gesungen. Der gottesdienstliche Gesang wird als eine asketische Disziplin und nicht als einfach menschliche Kunst betrachtet.

Noch im alten Israel wurde die Regel streng befolgt, dass nur die speziell dafür Ausgebildeten im Tempel singen durften (vgl. 1 Chronik 25). Das gilt auch in der Orthodoxen Kirche. Die Regel 15 des Konzils von Laodizäa (367) lautet: „Außer den Sängern [...] soll niemand in der Kirche singen“. So singt bis heute in den meisten orthodoxen Kirchen im Gottesdienst nur der Kirchenchor. Es gibt allerdings einige Ausnahmen. So werden etwa Vaterunser, Glaubensbekenntnis und einige Hymnen im Abend- und Morgengottesdienst, besonders zur Osterzeit von der ganzen Gemeinde auswendig gesungen.

Gottesdienstliche Gesänge sind nicht einfach poetische Texte, sondern bringen vor allem den theologischen Inhalt des jeweiligen Kirchenfestes oder auch des Tagzeitengebets in Text und Melodie zum Ausdruck, genauso wie dies die Ikonen in Farben tun. Die gottesdienstlichen Gesänge stellen eine gottesdienstlich angepasste Form der rationalen Theologie dar: Die geschriebene „Dogma“ (die Lehre), in poetische Form gefasst, wird somit immer zugleich zur gesungenen „Doxa“ (zum Lobpreis).

Das immerwährende Gebet

In einer orthodoxen Gemeinde, häufiger noch in den Klöstern kann man Menschen begegnen, die in der Hand eine unterschiedlich lange Gebetsschnur halten, die sie langsam, Knoten für Knoten, bewegen. Dabei sprechen sie leise – für die Anwesenden kaum wahrnehmbar – ununterbrochen ein Gebet.

Die Tradition des immerwährenden Gebetes ruht auf den Geboten des Apostels Paulus: „Betet ohne Unterlass!“ (1 Thess 5,17) und „Betet allezeit im Geist“ (Eph 6,18). Auf der Suche nach der Formel des immerwährenden Gebets sind schon die Christen der Alten Kirche auf zwei geeignete Stellen im Neuen Testament gestoßen: Das Gebet des Zöllners („Gott, sei mir Sünder gnädig“, Lk 18,9) und das Gebet des Blinden („Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner“, Lk 18,35). Auf Grund dieser beiden Gebete ist im Osten noch in den Zeiten der Alten Kirche eine Gebetsformel entstanden, die heute als die Formel des immerwährenden Gebetes verwendet wird: „Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner, des Sünders“.

Dieses Gebet setzt eine innere Stille voraus, führt aber gleichzeitig selbst zu dieser Stille. Die Stille wird traditionell mit dem griechischen Wort „Hesychia“ (Ruhe) bezeichnet. Die Anhänger dieser Gebetstradition werden deswegen Hesychasten genannt. Das immerwährende Gebet ist in der Orthodoxen Kirche als das „Jesus-Gebet“ oder auch als das „Herzensgebet“ bekannt.

Als der berühmteste Beter steht den Orthodoxen der Hl. Antonios der Große (+ 356) vor Augen, der zugleich auch als der Gründer des christlichen Mönchtums gilt. Theologisch wurde die Lehre vom immerwährenden Herzensgebet aber erst vom Hl. Gregorios Palamas (+ 1359) abschließend begründet und formuliert. In den tausend Jahren, die zwischen diesen beiden Kirchenvätern liegen, haben viele Asketen das Jesus-Gebet praktiziert und darüber geschrieben. Ihre Schriften bilden die bekannteste und bedeutendste Sammlung der asketischen Schriften der ostkirchlichen Kirchenväter, nämlich die „*Philokalia*“, d.h. „Die Liebe zur Schönheit“, d.h. zu Gott selbst.⁹

In der „*Philokalie*“ wird immer wieder die „Schau des göttlichen Lichtes“ erwähnt, die Schau des „Taborlichtes“, das die Jünger Christi einst nachts auf dem Berg Tabor gesehen haben (Mt 17,1–13). Auch über Moses gibt es in der Hl. Schrift eine „Licht“-Geschichte (Ex 19,10–20). Im Laufe der Jahrhunderte gab es immer wieder Auseinandersetzungen darüber, was dieses Licht genau sei und ob dieses Licht mit physischen oder mit inneren Augen gesehen werde. 1351 wurde die Lehre formuliert, laut der die Orthodoxe Kirche der byzantinischen Tradition bekennt, dass das Taborlicht als die Manifestation der Gottheit selbst und nicht als eine psychologische Sinnestäuschung anzusehen sei, selbst wenn die Gewürdigten es mit leiblichen Augen wahrnehmen können. Dies sei durch die „ungeschaffenen Energien“ Gottes, durch seine ungeschaffene Gnade, möglich, wie Palamas gelehrt hat. Die Orthodoxie besteht auf der „Un-

geschaffenheit" dieser Gnade. Damit wird zugleich bestritten, dass irgendwas Kreatürliches imstande sei, dem Menschen zu helfen, durch eigene Kraft das eigene Heil zu erzwingen.

Der menschliche Körper wird in der Orthodoxen Tradition sehr ernst genommen. Er gilt nicht als eine bloße Schatulle des Verstandes, oder materielle Hülle des Geistes, sondern als zur Person unabdingbar gehörig. Er wird auch als Mitarbeiter der Seele angesehen. Daher wird ihm – mit Voraussetzung einer Läuterung – die Fähigkeit zugesprochen, an der Gottesschau teilnehmen zu können.

Die Schau Gottes bringt dem Gewürdigten *schon in diesem Leben* eine Ahnung, einen Vorgeschmack dessen, was die Treuen erst jenseits erwartet: Vollkommene Erleuchtung, unbeschwerter Freude, die uns niemand mehr nehmen kann, eine Einsicht in die Geheimnisse Gottes, so dass wir den Herrn über nichts mehr fragen werden (vgl. Joh 16,23).

Die Orthodoxe Kirche lehrt, dass diese Erleuchtung anfänglich schon in diesem Leben beginnt, und zwar dadurch, dass sich der Mensch durch die Läuterung der Buße, der Hinwendung zu Gott, durch die Befreiung vom Monopol materieller Interessen und Sorgen, durch die immerwährende Anrufung des Namens Christi im Jesus-Gebet und durch die Teilnahme am Gebet der Kirche und an der Eucharistie immer mehr dem Göttlichen nähert und von der ungeschaffenen Gnade Gottes – schon in diesem Leben – *ver-göttlicht*, verwandelt wird.

Immer noch wird in der Russischen Kirche eine Legende aus der Nestor-Chronik gern zitiert. Vladimir, der Großfürst von Kiev, habe für sein Volk nach einer Religion gesucht und die Boten in verschiedene Länder entsandt. Er habe sich für „die griechische Religion“ entschieden, als er den Bericht der Boten gehört habe: „Wir wussten nicht, ob wir im Himmel oder auf der Erde waren! Auf Erden gibt es einen solchen Anblick nicht oder eine solche Schönheit; und wir vermögen es nicht zu beschreiben. Nur das wissen wir, dass dort Gott bei den Menschen weilt. Wir aber können jene Schönheit nicht vergessen“.

Die „Schönheit“, die sie erblickt haben, bestand natürlich nicht allein in der materiellen Schönheit des Kirchenraums (der berühmten Hagia-Sophia-Kathedrale in Konstantinopel), sondern in der für sie, fremde heidnische Gäste, offensichtlichen Anwesenheit Gottes im orthodoxen Gottesdienst.

Die Orthopraxie

Die Orthodoxie lebt in Kontrasten: Sakral und profan, rein und unrein, Feier und Fasten, Dunkelheit und Licht, Rezitation und Gesang, Predigt in Wort und Predigt in Farbe...

All die Kontraste, die in der Schöpfung möglich sind, werden in das orthodoxe gottesdienstliche Leben, aber auch in die orthodoxe Rechtfertigungslehre miteinbezogen. Die gesamte Schöpfung wird, einerseits, als die Gehilfin im Heil und, andererseits, als die Heilsbedürftige angesehen. Die Materialität wird nicht als etwas betrachtet, was man loswerden soll, sondern als etwas, das genauso der Erleuchtung, Erlösung und Verklärung bedürfe wie die menschliche Seele und der Verstand.

Deswegen beziehen sich die „Erleuchtungsmaßnahmen“ auch auf den Körper, etwa in Gestalt des Fastens. Der Sinn des Fastens (Enthaltung von Tierprodukten und vom ehelichen Leben, strengere und konzentriertere Lebensführung) besteht nicht nur in der Befreiung von der Macht der Materie, sondern auch in der Versöhnung mit der gesamten Natur. Mit dem Fasten will man sich auf keinen Fall etwas bei Gott „verdienen“, sondern vielmehr den Körper in einen solchen Zustand bringen, in dem er den Geist auf dem Weg zu Gott nicht mehr hindert.

Am Anfang der menschlichen Geschichte steht etwas, das die gesamte Schöpfung verunstaltet hat. In der Hl. Schrift wird es als der „Sündenfall“ bezeichnet. Die Orthodoxe Kirche betrachtet den Sündenfall als Einfall einer tödlichen Krankheit in den „Körper“ der gesamten Schöpfung. Alles Materielle wurde sterblich. Der Mensch fügt sich und den Anderen Schmerzen zu, macht sich Vorwürfe, leidet und stirbt.

In der Rechtfertigungslehre der Orthodoxen Kirche heißt es, dass der Mensch sich von diesem Teufelskreis dadurch – wenigstens anfänglich – befreien kann, indem er Buße tut. Das, was man im Deutschen mit „Buße“ übersetzt, heißt im Griechischen „Metanoia“, also Wende, Änderung des Sinnes, die Umkehr. Diese Umkehr wird also nicht einfach als eine ethische Tat (Reue mit daraus folgender Nichtwiederholung der Sünde) betrachtet, sondern als eine ontologische, eine das Wesen des Menschen betreffende (Umkehr mit daraus folgender Befreiung vom *Zwang zur Wiederholung* der Sünde). Die Bemühung des Menschen wird zwar vorausgesetzt, die Heilung wird aber von Gott allein erwartet: „Ohne Mich könnt ihr nichts tun“, sagt Christus (Joh 15,5).

Diese ontologische Sinnesänderung wird als grundsätzlich möglich angesehen, weil die Schöpfung als noch nicht beendet gilt: „Mein Vater wirkt bisher, und Ich wirke auch“ (Joh 5,17). An der Schöpfung und an ihrem Heil wird weiter gearbeitet. Jeder wird als unmittelbarer Teilnehmer und Teilhaber der Heilsgeschichte angesehen. Wo die Grenzen zwischen dem menschlichen Bemühen und der göttlichen Wirkung verlaufen, ist allerdings unmöglich festzustellen. Das sei ein großes Geheimnis, sagt die Orthodoxie. Klar ist jedoch, dass mit der „Ortho-Doxie“ (mit der richtigen Glaubenslehre) auch die „Ortho-Praxie“ verbunden ist, die Lebensführung, die einem helfen soll, sich von Gott helfen zu lassen.

Heiligkeit als Schönheit, und ein anderer Weg zur Schönheit: das Mönchtum

Durch die Umkehr-Buße und das Einüben in die Demut, einerseits, und durch die Hilfe Christi, andererseits, dringt der Mensch zu seinem ursprünglichen Zustand durch, zum Bild Gottes, nach dem er geschaffen wurde, zum Bild der vollkommenen Schönheit, oder Heiligkeit.

Der Weg des Zurückerlangens der ursprünglichen Heiligkeit und Schönheit ist lang und dornig. Es gibt Menschen, die, von der Schönheit Gottes einmal berührt, diese – wie einst die Boten des Fürsten Vladimir – nie mehr vergessen können. Sie können sich von nun an weder von der immerwährenden Erinnerung an Gott befreien, noch lässt sie das plötzlich so offenbar gewordene Leiden der gesamten Schöpfung und die eigene, so offensichtliche, krankhaft ego-fixierte Hässlichkeit los. Ihr ganzes Leben beten sie dann zu Gott für die leidende Schöpfung, bitten den Schöpfer um Vergebung der Sünden, um die Gabe der Liebe, und darum, dass ihnen die Gabe nicht verloren geht, die Sünde zu erkennen, um sich von ihr fernzuhalten.

Die Orthodoxe Tradition hat ein ganzes Überwachungssystem über den Verstand, ein ganzes System der Sündenbekämpfung entwickelt, das vor allem im Mönchtum stark präsent ist: Man gibt sich Mühe, über jeden Gedanken zu wachen und die Sünde schon im Moment ihrer Entstehung, noch in Gestalt des Gedankens, zu verjagen.

Die Orthodoxe Kirche ist stark monastisch geprägt. In der gesamten orthodoxen Welt ist die monastische Republik auf dem Berg Athos wohl der bekannteste Ort, an dem sich mehrere orthodoxe Klöster verschiedener Sprachen befinden. Aber auch der Alltag der in der Welt (d.h. nicht im Kloster) lebenden orthodoxen Männer und Frauen mutet recht monastisch an. Denn das Ziel des monastischen Lebens ist nicht ein anderes als das eines jeden Christen: das Sein mit Gott, d.h. der Widerstand gegen die Sünde, die Erleuchtung mit dem Licht Christi, die Verchristlichung des Verstandes, die Ver-Göttlichung des gesamten Menschen, das Erlangen des verlorenen Bildes Gottes, die Schau Gottes, die Teilhabe an der göttlichen Natur.

Drei monastische Gelübde sollen dem Mönch helfen, zu Gott durchzudringen: Die Enthaltbarkeit (auch als „Keuschheit“ oder „Ehelosigkeit“ bekannt) soll ihm helfen, alle Kräfte Gott zu widmen; der Gehorsam soll ihm helfen, die menschliche Ursünde zu überwinden, den Hochmut; die Genügsamkeit (auch als „Armut“ bekannt) soll ihm Demut beibringen. Das Leben der Mönche besteht aus Gebet und Arbeit. Alle Arten der Arbeit werden als Gehorsamsübung betrachtet. Das orthodoxe Mönchtum kennt keine Orden. Jedes Kloster verfügt über sein eigenes Statut bzw. eigene Regel und untersteht entweder dem Ortsbischof oder dem Patriarchen selbst.

Die Theologie

Die Orthodoxie kennt zwei Ebenen in der Theologie: die rationale und die „materielle“. Sie sind von einander nicht zu trennen.

Wenn die Orthodoxen von der Theologie reden, meinen sie meist wirklich die *Theo-Logie*, also die Rede von Gott, also von der Hl. Trinität. Alles andere baut sich um die *Theo-Logie* herum und ist immer auf Gott bezogen: die Soteriologie (die Lehre von der Erlösung), die Ekklesiologie (die Lehre von der Kirche), die Sakramentologie; die Eschatologie (die Lehre von den letzten Dingen) u.a.

Die rationale Theologie nimmt einen großen Platz in der Glaubenslehre ein. Sie bleibt aber nie abstrakt, denn sie findet ihre Verkörperung im Glaubensleben, und zwar nicht in der Predigt allein, sondern im gesamten gottesdienstlichen und außergottesdienstlichen Geschehen. Die rationale Theologie hat also immer ihre „Materialisierung“ und wird dadurch anschaulich, hörbar und betastbar. Darüber zeugt buchstäblich jedes Detail eines orthodoxen Kirchenraumes, der verkündigt und predigt, selbst wenn in ihm kein Gottesdienst stattfindet.

Die rationale Theologie – vor allem die von der gesamten Orthodoxie anerkannte Theologie der Kirchenväter – findet ihren Ausdruck in den gottesdienstlichen Texten (Gebeten, Hymnen). Sie prägt auch den Alltag der orthodoxen Christen außerhalb des Gottesdienstes. Der Alltag der Orthodoxen, besonders der Mönche, ist buchstäblich der aktiven Verwirklichung der Soteriologie, der Erlösungslehre, gewidmet: Außer den Gottesdiensten hat man feste private Gebetszeiten und –regeln am Morgen und Abend, man hat eine kleine Ikonenwand bzw. Ikonenecke zu Hause, man erbittet den Segen des geistlichen Vaters für jede neue Tätigkeit, man betet am Beginn und am Ende jedes Werks, man wünscht einander „den Engel-Beschützer“ auf den Weg, man bedankt sich mit „errette Dich der Herr“ und man antwortet darauf „zur Ehre Gottes“, man liest – auch als Laie – theologische und erbauliche Literatur, man achtet auf seine Gedanken, Worte und Taten und man bereut einige von ihnen in der regelmäßigen Beichte, man versucht, dem Nächsten gegenüber demütig zu sein, man schaut, wo man dem Nächsten helfen kann, man fastet zu vorgeschriebenen Zeiten, man pilgert in die Klöster, wo man eine Weile konzentriert gottesdienstlich leben und für das Kloster arbeiten kann... Die Orthodoxe Kirche lehrt nämlich, dass die Erlösung anfänglich schon in diesem Leben beginnen kann: Die Liebe Gottes kann auf den Menschen *wirken*; folglich kann sich der Mensch durch die Liebe *wirklich* ändern. Der Mensch wird also nicht einfach trotz der Sünde als gerecht *erklärt*, sondern zum Gerechten, zum Liebenden, zum Christusähnlichen, also *Ver-christlichten gemacht*. Die Rechtfertigungslehre der Orthodoxen Kirche heißt deswegen auch nicht mehr juristisch-ethisch „Rechtfertigung“, sondern ontologisch „Ver-Göttlichung“. Es ist die *Theosis*-Lehre: Die *wirkende* Kraft der Erlösung ist der *Theos*, Gott selbst.

Die Orthodoxie lehrt die Erlösung aus dem Glauben (Apostel Paulus), will aber auch die Bedeutung der Werke, des menschlichen Zutuns, nicht ausschließen (Apostel Jakobus). Die Orthodoxe Kirche lehrt also eine Zusammenarbeit Gottes mit dem Menschen, die sogen. Synergie. Vom Menschen wird eine aktive Einstellung in der Sache seiner Erlösung erwartet.

„Gott wurde Mensch, damit der Mensch Gott werde“, hat Athanasius der Große im vierten Jahrhundert geschrieben. Gott, der Liebe ist, wurde in Christus Mensch, damit der Mensch zur verkörperten Liebe werde (könnte man es umformulieren), damit der Mensch – wie Christus – sich seiner um seines Nächsten willen entäußere und in Demut und Gehorsam dem Nächsten zu dienen imstande sei. So wird Christus im Gläubigen Gestalt annehmen (1 Kor 12,12), so dass in ihm nicht mehr das eigene Ich, sondern Christus lebe (Gal 2,20). Es geht hier also nicht allein um den ethisch verstandenen „Anstand“ gegenüber den Nächsten, nicht um eine bloß moralische Angleichung des eigenen Willens an den Willen Gottes, sondern um ontologisch verstandenes Zur-Liebe-Werden des Menschen durch die Teilnahme an der göttlichen Natur (2 Petr 1,4).

Die Buße und Reinigung des Herzens, Läuterung des Verstandes, Unabhängigkeit von materiellen Interessen und Sorgen und die Liebe sollen es dem Menschen ermöglichen, Gott in sich wohnen zu lassen (Joh 14,15-23). Die Vollendung dieses – in der Taufe und in der Myronsal-

bung begonnenen – Zusammenseins mit Gott gehört ins Jenseits, wo die Glaubenden Gott von Angesicht zu Angesicht schauen werden (1 Joh 3,2).

Die gesamte orthodoxe Theologie – sowohl ihre rationale als auch die materielle Seiten – ist mit der Gewissheit erfüllt: Der Herr ist nahe, die Schöpfung ist von seinen Energien durchdrungen, die Heilsgeschichte läuft in unserem Alltag weiter, und wir können und sollen uns daran beteiligen. Alles kreist um die Nähe Gottes, um die Zeit mit Gott, um Gott und das Göttliche im Kirchenraum, um das Ewige in unserem Alltag, und um die Überwindung der Hindernisse, die zwischen dem Menschen und Gott stehen.

Die Orthodoxie außerhalb des Kirchenraumes

Orthodoxe Christen kennen freilich auch ein aktives soziales Leben. Orthodoxe Kirchen haben Ausbildungsstätten jeder Art: von der Sonntagsschule und dem Kindergarten, der Grund- und Sekundärschule, dem Gymnasium bis hin zum Priesterseminar, zur Geistlichen Akademie und zur Universität. Die Orthodoxen Kirchen jedes Landes haben ihre Ikonenmaler-, Glöckner- und Kirchenmusikschulen. Sie haben ihre Werkstätten, in denen priesterliche Kleider genäht werden, und Werkstätten, in denen Kerzenständer, Ikonenrahmen und Weihrauchgefäße aus Metall gegossen werden. Es gibt Werkstätten, in denen Kerzen entstehen, und Werkstätten, in denen das Brot für die Eucharistie gebacken wird. Die Orthodoxen Nationalkirchen verfügen¹⁰ über ihre eigenen Massenmedien (Zeitungen, Zeitschriften, Radio, Fernsehen, Internet) und kirchlichen Ausbildungsstätten für Journalisten. Es finden Festivals orthodoxer Kinofilme, Ausstellungen orthodoxer Kunst, Konzerte und wissenschaftliche Tagungen statt. Es existieren zahlreiche orthodoxe Buchverlage und Bibliotheken. Es gibt zahlreiche Bruderschaften, die orthodoxe Laien beider Geschlechter mit einem diakonischen Ziel gründen: Einige widmen sich den Straßenkindern, die anderen besuchen die Kranken und die Gefangenen. Im Zentrum des Lebens all dieser Menschen steht jedoch – als die lebenspendende Quelle – das Gebet, der Gottesdienst und die Eucharistie, nach dem Wort Christi: „Ohne Mich könnt ihr nichts tun“ (Joh 15,5).

Die Russische Orthodoxe Kirche im Goldenen Käfig?

DR. GERD STRICKER, ZÜRICH

Zunächst einmal – wichtig ist das Fragezeichen hinter dem Titel, es ist bei den Vorbereitungen einfach unter den Tisch gefallen – ist aber sehr wichtig.

Zwei Jahrzehnte nach dem Zusammenbruch des Kommunismus und dem Zerfall der Sowjetunion ist das Profil der Städte Russlands wieder von orthodoxen Kirchen mit prächtigen goldenen Kuppeln geprägt. Religiöse Radio- und Fernsehsendungen, seit Jahren vom neuen Patriarchen, Kirill (Gundjajew), gestaltet, werden zu besten Sendezeiten ausgestrahlt. Es gibt eine unüberschaubare orthodoxe Presse in allen Regionen des Landes, wobei ein erheblicher Teil aber reaktionär-nationalistische Züge trägt. In russischen Zeitungen fanden sich häufig Fotos, die den jeweiligen Präsidenten Russlands und den letzten Dezember verstorbenen Patriarch Alexij gleichsam *Hand in Hand* zeigten; sodann wirkt der Patriarch vielfach bei Staatsempfängen mit; Putin im Gottesdienst und als Pilger in orthodoxen Klöstern war in der russischen Presse ein beliebtes Fotomotiv. Russische orthodoxe Bischöfe segnen staatliche Einrichtungen und werden bei öffentlichen Auftritten oft von Ehrenkompanien der russischen Armee begleitet. Namentlich unter Präsident Vladimir Putin *scheint eine Klerikalisierung* Russlands – und umgekehrt – eine klar national-patriotische Ausrichtung der Russischen Orthodoxen Kirche stattgefunden zu haben.

Das Staat-Kirche-Verhältnis in historischer Sicht

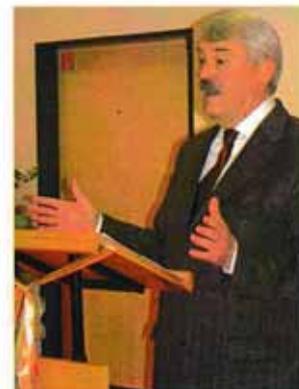
In orthodoxen Ländern war das Verhältnis der Kirche zum Staat vom Prinzip der sog. „Symphonia“ geprägt. Das „Symphonia“-Modell hatte sich im Byzantinischen Reich entwickelt und bezeichnet das Ideal der Harmonie zwischen dem Kaiser und dem Patriarchen von Konstantinopel. Kaiser und Patriarch waren der Idee nach grundsätzlich gleichberechtigt: Der Kaiser sorgte für die soziale Ordnung und den militärischen Schutz der Bevölkerung, der Patriarch für das geistliche Wohl, für die Seele der Christen. In der Praxis war aber der Kaiser der Kirche übergeordnet: Er hat das Leben der Kirche mit organisiert, hat Synoden einberufen und ihnen sogar zuweilen vorgestanden; häufig hat er Patriarchen ein- und abgesetzt. Kaiser und Patriarch bildeten nach ostkirchlicher Vorstellung eine Einheit. Die Kirche in Byzanz war Staatskirche – wie auch in den orthodoxen Ländern, die von Byzanz aus christianisiert worden sind: das Reich der Bulgaren, das Kiewer und dann das Moskowiter Reich, die Reiche der Serben, der Rumänen. In diesen Ländern mit einst orthodoxen Volkskirchen wirkt dieses spezielle Miteinander von Staat und Kirche bis heute nach.

Es ist auch darauf hinzuweisen, dass sich die Orthodoxie – im Gegensatz zur katholischen Weltkirche – in Nationalkirchen mit starkem Profil gegliedert hat. Für die einstigen orthodoxen Volkskirchen sind *national/istische Tendenzen* typisch, die heute in einen massiven Nationalismus umkippen. Der prononciert patriotische Grundzug dieser Kirchen macht es den Staatsführungen leicht, die einstigen orthodoxen Volkskirchen für nationalistische Ziele einzuspannen.

Kirche in Russland

Auch im Kiewer Reich, im Zarentum der Moskowiter und im Russischen Kaiserreich waren die Großfürsten und Zaren die stärkeren Partner; ihnen hatte sich die Kirche meist zu fügen. Mancher Metropolit landete im Verlies, und 1568 ließ Zar Iwan der Schreckliche den Metropolitan Filip umbringen. Oder: 1666 wurde Patriarch Nikon auf Druck von Zar Alexej abgesetzt. Umgekehrt gab es im Moskowiter Reich Patriarchen, die den Zaren beherrschten – so dirigierte Patriarch Filaret (Romanov) bis zu seinem Tode 1633 seinen Sohn – Michail Fjodorowitsch (1613-1645) – den ersten, nicht sonderlich charakterfesten Romanov-Zaren.

Wegen ihres unermesslichen Reichtums an Grund und Boden stellte in Russland die Kirche trotz aller Macht der Zaren in den häufigen Staatskrisen einen unberechenbaren Faktor dar – da spielte die Kirche zuweilen das Zünglein an der Waage. Um so etwas künftig zu verhin-



dem, hat Zar Peter d. Gr. im Jahre 1721 das Amt des Patriarchen abgeschafft und an seine Stelle eine neue Kirchenleitung, den Heiligen Synod, gesetzt. Der wurde als ein Ministerium in die Regierung integriert. Faktisches Oberhaupt der Kirche wurde ein hoher Staatsbeamter: der „Oberprokurator“ – ein Laie, der bezeichnenderweise „Ohr des Zaren“ genannt wurde. Die Russische Orthodoxe Kirche wurde zur Staatskirche – zur Dienerin des Staates. Die Bischöfe fuhren in goldenen Kutschen, die Priester auf dem Lande lebten in größter Armut und teilten die Not der Bauern. Die Kirche erstarrte, Reformen waren nicht in Sicht. Die Russische Orthodoxe Kirche lebte damals tatsächlich im Goldenen Käfig.

Die Sowjetperiode

Das byzantinische „Symphonia“-Modell hat sogar die Stellung der Russischen Orthodoxen Kirche dem Sowjetstaat gegenüber bestimmt – und beeinflusst natürlich die Beziehungen zwischen Kirche und Staat im heutigen Russland.

Im Februar 1917 wurde die Zarenherrschaft gestürzt; die dann amtierende „Provisorische Regierung“ hat dann der Russischen Orthodoxen Kirche (ROK) die Einberufung eines Landeskonzils gestattet – seit mehr als 200 Jahren war dies der ROK untersagt gewesen; die allererste Handlung des Konzils war die Wahl eines Patriarchen, Tichon (Bellavin 1865-1925). Im Oktober 1917 folgte die bolschewistische Revolution. Die religionsfeindlichen Bolschewiki hatten sich die totale Vernichtung aller Religiösen auf die Fahnen geschrieben. Sie betrachteten die russische Orthodoxie als Teil der Zarenherrschaft und damit als ihren gefährlichsten ideologischen Gegner – auf die Russische Kirche war die ganze Zerstörungswut der Bolschewiki gerichtet. In den fast 75 Jahren der Sowjetmacht hat es verschiedene Formen der Kirchenverfolgung gegeben – grauenhaft blutige in den 20er und 30er Jahren sowie unter Chruschtschow, sodann „lediglich“ administrative-repressive Massnahmen nach dem Zweiten Weltkrieg oder 1970 bis 1987.

Im Stalin-Terror der „Grossen Säuberungen“ (1936-1939) ist die sichtbare ROK untergegangen: ihre Bischöfe, Priester, Mönche und Nonnen verhaftet oder umgebracht, Kirchen, Klöster und Seminare geschlossen. Im Zweiten Weltkrieg aber stellten sich die drei letzten noch amtierenden Metropoliten vorbehaltlos hinter Stalin und unterstützten die Rote Armee ideell und materiell (durch Finanzierung einer Flugzeugstaffel und einer Panzerabteilung). Als Stalin 1943 das Wasser bis zum Halse stand – die deutschen Armeen hatten die Ukraine und Weißrussland besetzt und belagerten Moskau, Leningrad und Stalingrad –, da beendete Stalin die mörderische Kirchenverfolgung und lud die drei letzten Metropoliten zu einem Gespräch in den Kreml. Diese Tatsache galt als legale Anerkennung des Patriarchats – es führte nun als „konzessionierte Kirche“ am Rande der Sowjetgesellschaft eine stets gefährdete Schattenexistenz. Die ROK pries Stalin als den „Größten Führer der Völker“. Von den einst 54.000 Gemeinden (1917) wurden bis 1949 etwa 14.000 registriert, von den einst 60 geistlichen Lehranstalten wurden nach 1943 wieder sieben zugelassen (davon zwei später geschlossen). Verfügte die ROK 1917 noch über fast 1000 Klöster, die bis 1930 aufgehoben wurden, so gab es nach dem Krieg in der Sowjetunion wieder ca. 100 Klöster – aber fast nur in den annektierten Gebieten (baltische Staaten, West-Ukraine, West-Weißrussland) oder aber Klöster, die von Deutschen in den besetzten Territorien geöffnet worden waren. Unter Chruschtschow wurde die Zahl der Klöster auf 17 dezimiert.

Nach 1949 war die Kirche bald wieder Verfolgungen und Kirchenschließungen ausgesetzt, namentlich unter Chruschtschow. Bischöfe, Priester und Laien hatten von den Geheimdiensten Tschecha, GPU, NKWD und KGB physische Verfolgung, Gefängnis- und Lagerstrafen zu erdulden.

Der staatliche „Sowjet für Religionsfragen“ kontrollierte und steuerte die Kirche nicht nur, sondern hatte seine Spitzel in der Kirchenleitung sowie in den Gemeinden; dieser „Religions-sowjet“ ernannte die Patriarchen und Bischöfe; wer zur Vorbereitung auf ein geistliches Amt in eines der wenigen Priesterseminare aufgenommen wurde – das bestimmte nicht die Kirche, sondern ebenfalls dieser „Sowjet“. Er steuerte und kontrollierte das kirchliche Leben.

Wirkliches Gemeindeleben durfte nicht stattfinden – erlaubt waren nur sonntägliche Gottesdienste, Trauungen und Beerdigungen; auch Taufen – aber das Taufregister musste dem *Reli-*

gionssowjet vorgelegt werden. Ausdrücklich verboten waren Diakonie, Katechese, Bibelkreise, Jugend- und Musikgruppen. Die einzige kirchliche Zeitschrift, das „Journal des Moskauer Patriarchats“, las sich über weite Strecken wie die „Pravda“. Im Lande selbst hatte die Kirche zu schweigen, jeder zitterte vor immer neuen antikirchlichen Aktivitäten. Bis in die Gorbatschow-Ära hielten die Kirchenschließungen an. Die 1987 noch 6800 Gemeinden bildeten gerade die Hälfte der 14.000 Gemeinden von 1949.

Die sowjetische Führung schickte orthodoxe Bischöfe zu Besuchen ins Ausland, wo sie die sowjetische „Friedenspolitik“ zu propagieren und die Unterdrückung der Religion zu leugnen hatten – insbesondere, seit Chruschtschow die ROK 1961 in den Weltkirchenrat geschickt hatte. Vor jeder Auslandsreise mussten sie beim *Religionssowjet* antreten und spezielle Aufträge, ihre Handlungsrichtlinien und die aktuellen Sprachregelungen entgegennehmen. Im Weltkirchenrat und in der Ökumene überhaupt hatten die russisch-orthodoxen Delegierten den Westen und besonders die NATO als Kriegstreiber anzuklagen und die Sowjetunion als Friedensmacht hin zustellen: Die sowjetische Hochrüstung diene dem Frieden, nach dem Motto: „Der Frieden muss bewaffnet sein!“

Wenn man Repräsentanten des Moskauer Patriarchats in den Jahren 1979 bis 1981 – als viele junge orthodoxe Christen verhaftet wurden – nach den Gründen fragte, erhielt man in etwa folgende Antwort: „Ja, es kommt zuweilen zu Verhaftungen – aber nicht aus religiösen Gründen. Die Verhafteten haben gegen sowjetische Gesetze verstoßen. Das ist doch im Westen genauso.“ Sie sagten aber nicht, dass diese Christen verhaftet worden waren, weil sie in ihren Gemeinden versucht hatten, – *verbotenerweise* – ein aktives Gemeindeleben zu entfalten, indem sie Katechese und Bibelstunden hielten, indem sie orthodoxe Jugendseminare organisierten und kirchliche und biblische Texte heimlich kopierten. Ihre Forderung nach mehr Freiheit für die ROK führte zur Verhaftung wegen „antisowjetischer Propaganda“ – jahrelange Lagerstrafen waren die Folge. Die ROK fürchtete, die Aktivitäten und die Forderungen der jungen Leute würden die Kirche in Schwierigkeiten bringen – und gewährte ihnen keinerlei Schutz, weder vor Gericht noch anderswo.

Ihre scheinbar loyale Haltung gegenüber dem Sowjetstaat begründeten die Repräsentanten der ROK mit dem Pauluswort im Römerbrief (13,1): „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott ...“.

Gegen Ende der Sowjetepoche hat *Michail Gorbatschow* das Potential der Religion erkannt. Er hoffte, sein Perestroika-Projekt – den „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ – mit Hilfe der Russischen Kirche vorantreiben zu können, da die Partei ihm nicht folgte. Er hatte geglaubt, der Westen werde die Perestroika mit großzügigen Krediten retten, wenn Gorbatschow den Religionsgemeinschaften, namentlich der ROK, nur mehr Freiheit gewähre.

Ein klares Signal der Veränderung bildete das 1000-Jahr-Jubiläum der Taufe der Ostslawen in Kiew – die Russen sprechen gern vom „Millennium der Taufe Russlands“. Während Gorbatschows Vorgänger der Kirche verordnet hatten, das Jubiläum nur innerhalb der Kirchenmauern zu begehen, hat Gorbatschow das Millennium geradezu verstaatlicht: Er empfing Patriarch Pimen und den Heiligen Synod im Kreml – vor den Kameras des Staatsfernsehens. Dabei erklärte Gorbatschow öffentlich, die ROK habe Geschichte und Kultur Russlands maßgeblich gestaltet. Er werde dafür sorgen, dass das künftig in der Sowjetunion angemessen gewürdigt werde. 1990 setzte Gorbatschow Religionsgesetze durch, die den Geist der Religionsfreiheit atmeten.

Nach der Wende

Es war notwendig, diese düstere Vorgeschichte so ausführlich darzulegen, weil sonst die beglückenden Entwicklungen nach dem Zusammenbruch des Kommunismus nicht richtig eingeordnet werden können. Es bliebe sonst unverständlich, warum die ROK sich so vorbehaltlos hinter die neuen Herren stellt, von denen sie heute protegiert wird. Die ROK hat sich von den Verfolgungen und traumatischen Erfahrungen der Sowjetzeit noch nicht erholt. Diese Trau-

mata bestimmen bis heute die Haltung der Kirche: Trotz der Religionsfreiheit lebt die Angst unterschwellig weiter; es könnte wieder anders kommen; deshalb müsse die ROK das neue Russland voll und ganz unterstützen.

Schon das Prozedere der Wahl des Metropoliten Aleksij (Graf Rüdiger 1990–2008) vom Leningrader Metropoliten zum Patriarchen am 6. Juni 1990 bestätigte, dass mit Gorbatschow auch für die Kirche eine neue Zeit angebrochen war. Im Gegensatz zu früher wurde der neue Patriarch nicht vom „Religionssowjet“ ernannt, sondern das Landeskonzil konnte aus mehreren Kandidaten frei wählen (und nicht mehr in offener Abstimmung wie früher!). Schon allein die Tatsache, dass ein Metropolit mit deutschen lutherischen Vorfahren zum Patriarchen gewählt wurde, spricht für sich – wenige Jahre später, als extrem nationalistische Strömungen von der Kirche Besitz ergriffen hatten, wäre dies sicherlich nicht mehr geschehen.

Patriarch Aleksij trat sein Amt beim Zusammenbruch des Kommunismus an. Sein Name wird mit dem Wiedererstehen der ROK assoziiert. In Nachrufen für den am 5. Dezember 2008 Verstorbenen las man, ihm sei der Wiederaufbau, der neue Glanz, die neue Größe des Moskauer Patriarchats zu verdanken. Das stimmt so aber nicht: Patriarch Aleksij hat lediglich das gestalten können, was ihm die Präsidenten Boris Jelzin und Vladimir Putin in die Hände gelegt haben. Jelzin und Putin waren es, die – Gorbatschow folgend – die ROK von den Fesseln der Sowjetzeit befreiten. Ohne Jelzin und Putin hätte Patriarch Aleksij nichts ausrichten können.

Die neue Demokratie machte Wahlen notwendig, die irgendwie gewonnen werden mussten. So ging es beiden Präsidenten zunächst um das orthodoxe Wählerpotential (50 bis 100 Mio.), das sie für sich ausschöpfen wollten. Sodann warben Jelzin und Putin um die ROK als moralische Institution, als Partnerin bei der Lösung sozialer Probleme, als stabilisierenden Faktor im post-sowjetischen Russland. Denn der Kommunismus hat in moralischer Hinsicht eine solche Trümmerlandschaft hinterlassen, die – so erklärten Patriarch Alexij und Präsident Putin – nur mit Hilfe der Orthodoxie und des christlichen Ethos beseitigt werden könne. Der ROK komme die wichtige Aufgabe zu, die total zerrüttete Moral der einstigen Sowjetbürger durch christliche Werte zu erneuern.

Der ROK wurden mehr und mehr Privilegien zugestanden – unter Jelzin noch heimlich; mit der Zeit aber ganz offiziell. Zwar hatte sich Jelzin mit bärenhafter Jovialität dem Patriarchen und der Kirche angebiedert und sie zu Repräsentationszwecken herangezogen. Jedoch geht die systematische Einbindung der ROK in das staatliche und öffentliche Leben auf Vladimir Putin zurück. Er hat den Glanz der Orthodoxen Kirche geschickt auf seine „Russländische Föderation“ gelenkt. So gehören Repräsentanten der ROK heute zum staatlichen Dekor. Die bei Staatsakten anwesenden Metropoliten sollen der Staatsmacht Autorität und einen Nimbus von Seriosität verleihen. Bischöfe und Priester segnen Staatsgebäude, Staatskarossen, Kriegsschiffe, Kampfbomber, Panzer und Atomwaffen. Umgekehrt wurden der ROK Zehntausende Kirchen und Hunderte Klöster zurückgegeben, aber meist in lamentablem Zustand (für die kostspieligen Bauarbeiten erhielt die ROK staatliche Zuschüsse); mehr als 60 geistliche Ausbildungsstätten entstanden neu. Kirchliche Medien und Zugang zu den säkularen Medien wurden zur Selbstverständlichkeit. Die 1931 gesprengte Christus-Erlöser-Kathedrale im Herzen Moskaus erstand in wenigen Jahren neu und bildet nun das orthodoxe Herz Moskaus, die Kuppeln orthodoxer Kirchen im ganzen Lande strahlen wieder. Oft begleiten Paradeeinheiten der Armee öffentliche Auftritte des Patriarchen und vieler Hierarchen, die das sichtlich genießen. Die ROK ist heute wieder – wie in der Zarenzeit – ein unübersehbarer Teil des öffentlichen Lebens.

Die post-sowjetischen Politiker mussten sich der Tatsache stellen, dass der Kommunismus das Land in jeder Hinsicht – politisch, wirtschaftlich, moralisch – zugrunde gerichtet hatte. Eine neue Staatsideologie musste her, die den Bürgern eine neue Vision bietet. Vladimir Putin hat die *Orthodoxie* zu einem zentralen Bestandteil der neuen Staatsideologie für *seine* „Russländische Föderation“ gemacht. Sie basiert auf dem im russischen Volk und seiner Kirche verwurzelten Patriotismus, der durch das nationale Pathos der ROK eine erhebliche Stärkung erfährt.

Diese Staatsideologie stellt eigentlich nichts anderes dar als eine moderne Umschreibung der ideellen Basis des einstigen Zarenreiches: *ein (groß-)russischer Patriotismus mit orthodoxem*

Kern. Putins öffentliches Bekenntnis zur Orthodoxie diene seiner ideologischen Wendung. Putin sieht „seine“ Russländische Föderation in der Nachfolge des Zarenreiches. Der Sowjetstaat habe die staatliche Kontinuität 75 Jahre lang *lediglich unterbrochen*. Die Brücke zwischen Zarenreich und Putins Russland – über die dunkle, gottlose Sowjetzeit hinweg – bilde der orthodoxe Glaube. Die Orthodoxie diene Putin als Legitimation für seine „Russländische Föderation“ im Sinne der Fortführung des Zaren-Imperiums. In diesen Kontext gehört auch die Kanonisierung des letzten Zaren, Nikolaus II., im Jahre 2000 auf Druck Putins. Ganz bewusst knüpfte dieser an das Zarenreich an – z.B. mit der Wiedereinführung des Doppeladlers im Staatswappen, mit dem geradezu byzantinisch-üppigen Zeremoniell unter kirchlicher Beteiligung.

In diesem Kontext wird die russische Orthodoxie in der Präambel zum Religionsgesetz von 1997 auch als die „erste Religion in der Russischen Föderation“ bezeichnet, weil sie Kultur und Geschichte Russlands entscheidend geprägt hat.

Putin zeigte sich, seitdem er von Jelzin zum Nachfolger auserkoren worden war, als „praktizierender Orthodoxer“ und ist aktives Glied seiner Wohngemeinde. Patriarch Aleskij und Präsident Putin haben einander respektiert. Und Putin war von der noblen Persönlichkeit des Patriarchen tief beeindruckt. Sie trafen sich regelmäßig – am Sitz der Kirchenleitung und in der Privatresidenz des Patriarchen sowie in Klöstern und Kirchen – das gehörte zum politischen Alltag. Putin suchte den Patriarchen, der schon seit Jahren mit Herzproblemen kämpfte, sogar *am Krankenbett* auf.

Staat instrumentalisiert die Russische Orthodoxe Kirche

Patriarch Alexij hat die Präsidenten Boris Jelzin und Vladimir Putin in jeder Hinsicht unterstützt. Besonders deutlich wurde das z.B. im Zweiten Tschetschenienkrieg (ab 1999), den Putin neu entflammt hatte, um die Russen in patriotischer Begeisterung hinter sich zu sammeln. Patriarch Aleskij hatte damals in den Kirchen Aufrufe verlesen lassen, in denen er die Orthodoxen zum Kampf gegen die tschetschenischen *Verbrecher und Mörder* und zur Unterstützung des Präsidenten aufforderte. Die Sprache dieser Aufrufe des Patriarchen war so martialisch, dass der Ökumenische Rat der Kirchen den Patriarchen Aleskij in einem sehr deutlichen Brief zur Mäßigung aufrief.

Ein anderes markantes Beispiel dafür, wie der Staat die ROK und ihre Repräsentanten instrumentalisiert, bildet folgender Vorfall: Bekanntlich hatte Jelzin vier Monate vor Ende seiner zweiten Amtsperiode die Präsidentschaft Vladimir Putin übergeben – einem bis dahin unbekanntem KGB-Offizier, den Jelzin im Sommer 1999 als Ministerpräsident eingesetzt hatte. Für die Einsetzung Putins als Staatsoberhaupt wählte Jelzin ein der Verfassung widersprechendes Vorgehen: Er ernannte seinen Kronprinzen zum „Geschäftsführenden Präsidenten“ – eine Funktion, die die russische Verfassung gar nicht vorsieht. Damit wollte er Putin einen Vorteil, einen Amtsbonus gegenüber anderen Kandidaten verschaffen. Am 31. Dezember 1999, während der Patriarch einen Gottesdienst zelebrierte, wurde dieser von Jelzin telephonisch in den Kreml bestellt: Alexij sollte vor den Kameras des Staatsfernsehens dem „Geschäftsführenden Präsidenten“, Vladimir Putin, bei der Vereidigung durch Jelzin seinen patriarchalen Segen geben. Der Patriarch kürzte die Liturgie ab, eilte in den Kreml – und segnete Putin, als dieser den Amtseid leistete.

Der Segen des Patriarchen und das damit verbundene geistliche Ritual sollten offenkundig – so Jelzins Kalkül – davon ablenken, dass sein Vorgehen völlig ungesetzlich war. – Als Patriarch Alexij wegen dieser Segenshandlung für einen ungesetzlichen Akt Vorwürfe gemacht wurde, entgegnete er, er sei stolz darauf, Jelzin diesen Dienst erwiesen zu haben.

Das Millenniumsjahr 2000 sollte in der ROK durch ein Landeskonzil gekrönt werden, das fast tausend Teilnehmer – Geistliche und Laien – vereinigen sollte. Dann wurde es aber kurzfristig abgesagt und an seiner Stelle ein Bischofskonzil einberufen. Über die Gründe kann nur spekuliert werden. Der wahrscheinlichste Grund dafür mag ein spezielles Traktandum dieses Konzils gewesen sein – *die Heiligsprechung des letzten Zaren, Nikolaus II. Romanov*. Sie wurde in der

russischen Öffentlichkeit und vor allem in der ROK in den 1990er Jahren heiß – und vor allem kontrovers – diskutiert. 1991 waren die verschollenen Gebeine der 1918 ermordeten Zarenfamilie aufgefunden worden. Während Boris Jelzin mit einer festlichen Beisetzung der Gemeinde in der Grablege der Romanovs, in der St. Petersburger Peter-Paul-Kathedrale, bei der Bevölkerung „punkten“ wollte, gab es in der Kirche gegensätzliche Strömungen, die in kirchlichen Zeitschriften verbissen stritten.

Erhebliche Teile des Episkopats, der Priester und der Laien im Moskauer Patriarchat lehnte seit Sowjetzeiten die Monarchie vehement ab – und natürlich auch die Kanonisierung von Zar Nikolaus II. Aber der Druck „von unten“ zwang den Heiligen Synod, sich doch der Frage zuzuwenden. An die Spitze der eigens zur Frage der Kanonisierung ermordeten Romanovs geschaffenen Synodalkommission stellte der Heilige Synod den Metropoliten Juvenalij von Kruticy und Kolomna (Gebiet Moskau), einen vehementen Kanonisierungsgegner. Das zeigt die Stimmung in der Kirchenleitung – und mit Juvenalis Ernennung schien die Frage entschieden.

Es passte in dieses Bild, dass Patriarch Alexij an der Beisetzung der Gebeine am 18. Juli 1998 (genau 80 Jahre nach der Ermordung der Zarenfamilie) nicht teilnahm. Er hatte die Bitte Boris Jelzins ausgeschlagen, er möge die Beisetzung der Zarengebeine in der Peter-Pauls-Kathedrale liturgisch leiten oder zumindest begleiten. Begründung: Die Kirche bezweifle die Echtheit der Gebeine, obwohl diese von diversen, nach modernsten Methoden erstellter DNA-Analysen mit 97%-iger Sicherheit bestätigt wurde. Patriarch Alexij lehnte nicht nur seine Mitwirkung an den Trauerfeierlichkeiten ab, sondern verbot auch seinen Bischöfen, daran teilzunehmen – nur einige Priester des Patriarchats durften mitwirken: Sie zelebrierten auf Anordnung des Patriarchen lediglich den Ritus für unbekannt Verstorbene. Diese Begründung für die Ablehnung der Teilnahme an den Trauerfeierlichkeiten vermochte nicht zu verdecken, dass Bischöfe, die noch in sowjetischen Kategorien dachten, eine Kanonisierung des letzten Zaren und seiner Familie ablehnten. Für die offizielle Haltung der Kirche wurde die Position des Patriarchen maßgebend, die sich in der Ablehnung der Teilnahme an den Bestattungsfeierlichkeiten gezeigt hatte.

Dass die ROK zwischen 1998 und 2000 eine regelrechte Kehrtwende in dieser Frage vollführte, ist nicht allein dem Druck „von unten“, dem Druck breiter Teile des Kirchenvolkes zu danken: Seit die Auslandskirche 1981 in New York den Zaren, seine ermordeten Verwandten und 8000 „Neomärtyrer“ heiliggesprochen hatte, breitete sich seine Anbetung unter den Orthodoxen in der Sowjetunion unablässig aus. Der Schwenk der Kirche erfolgte zweifelsohne auch auf den Druck Putins. Dieser hat vor dem Hintergrund seiner Idee, dass die *Russländische Föderation* ideell in der Nachfolge des Zarenreiches stehe und die Orthodoxie Zarenreich und Putins Russland verbinde, seinen ganzen Einfluss beim Patriarchen und beim Episkopat eingesetzt, um die Kanonisierung Zar Nikolaus' durchzusetzen. Seit 9. August war Putin Jelzins Ministerpräsident gewesen, seit 31. Dezember 1999 „Geschäftsführender Präsident“, und am 26. März 2000 war er zum Präsidenten gewählt worden. Von Anfang an hatte er die Nähe des Patriarchen gesucht und sich zur Orthodoxie bekannt. Von Anfang an, seit August 1999, dürfte Putin den Patriarchen in der Kanonisierungsfrage bedrängt haben. Und tatsächlich schien die Stimmung in der Kirchenleitung nun umzuschlagen – zugunsten der Kanonisierung.

Plötzlich, Ende 1999, wurde das für das Jahr 2000 geplante Millenniums-Landeskonzil ausgesetzt und stattdessen ein Bischofskonzil einberufen. Das 1000-köpfige Landeskonzil ist aber ein Gremium, das zur Entscheidung diffiziler Fragen nicht geeignet ist – und in der Frage der Kanonisierung der Romanovs, auf die Präsident Putin offenbar drängte, konnte das viele Strömungen repräsentierende Landeskonzil nicht auf die gewünschte Linie festgelegt werden. Das war beim Bischofskonzil, das stärker dem Patriarchen verpflichtet ist, viel einfacher. Und tatsächlich beschloss das Millenniums-Bischofskonzil am 20. August 2000, Zar Nikolaus und seine mit ihm ermordeten Angehörigen zu kanonisieren. So hat Vladimir Putin offenkundig bereits zu Beginn seiner Regierungszeit der Kirche seinen Willen aufgezwungen.

Die Zusammenführung des Moskauer Patriarchats mit der Russisch-Orthodoxen Auslandskirche stellt ein weiteres Beispiel für die Instrumentalisierung der ROK durch Putin dar. Seit Bestehen der Auslandskirche, 1921, bekämpften sich beide Schwesterkirchen. Das Moskauer Patriarchat wurde von der Auslandskirche despektierlich als „Sowjetkirche“ und ihre Bischöfen

als „Sowjetbischöfe“ bezeichnet, während für das Patriarchat die Auslandskirche eine Institution Kalter Krieger und Imperialistenknechte war. Dieser tiefe ideologische Graben in der russischen Orthodoxie überdauerte die „Wende“ und lebte bis ins 21. Jh. fort.

Das aber passte überhaupt nicht in Putins Konzept. In seinem Weltmachtstreben und seinem Konzept einer überall präsenten *Russländischen Föderation* strebte er danach, sich auch die Auslandsrussen dienstbar zu machen. Unter diesen nun war die Auslandskirche mit etwa 250 Gemeinden und ihren dichten Strukturen in aller Welt die bedeutendste Institution. Auf sie war ein Wort Putins gemünzt: „*Jede russisch-orthodoxe Gemeinde im Ausland muss zu einer Repräsentanz der Russländischen Föderation werden*“. Anders ausgedrückt: Die ideologisch tief verfeindeten russischen Kirchen müssen sich vereinigen, damit dem Präsidenten Putin künftig auch die Auslandskirche zur Verfügung stehe. Große Teile der Auslandskirche zeigten sich den Avancen Putins durchaus geneigt – nicht jedoch das Moskauer Patriarchat. Putin war die Auslandskirche als sein „verlängerter Arm“ so wichtig, dass er die Vereinigung der feindlichen Schwesterkirchen zur Chefsache machte. Nach geheimen Verhandlungen mit der Führung der Auslandskirche, namentlich mit Erzbischof Mark (Arndt), München, empfing Präsident Putin die Hierarchen der Auslandskirche am 24. September 2003 in New York, tauschte mit ihnen Ikonen und Bruderküsse und dankte der Auslandskirche dafür, dass sie 85 Jahre lang das Russtentum in der Diaspora bewahrt und die kirchlichen Stätten erhalten hatte. Die kirchliche Welt war fassungslos, war total irritiert. Nun erst zog das Moskauer Patriarchat – zunächst noch widerstrebend – nach. Am 17. Mai 2007 schließlich erfolgte die Vereinigung.

Schwierige soziale Aufgaben, mit denen der Staat nicht fertig wird, werden vielfach an die ROK abgeschoben: die Betreuung von geistig und körperlich Behinderten, von problematischen Jugendlichen – sowie von AIDS-Kranken; von Straßenkindern und Jugendbanden, von alten Menschen usw. In diesen sozialen Bereichen ist die Projekthilfe von Glaube in der 2. Welt (G2W) angesiedelt.

Unterstützung der Russischen Orthodoxen Kirche durch den Staat

Andererseits unterstützt der Staat das Moskauer Patriarchat – besonders da, wo es ihm nicht wehtut. Als z.B. der Vatikan im Februar 2002 seine vier sogenannten Apostolischen Administrationen zu kanonisch vollwertigen Diözesen erhob, war die russische Orthodoxie empört – und mit ihr ganz Russland. Als hätte es nicht schon im Zarenreich katholische Diözesen gegeben (die Erzdiözese Mohiljow und vier Diözesen). Katholische (meist polnische) Priester und Nonnen wurden des Landes verwiesen. Aufsehen erregte damals die Ausweisung des katholischen Bischofs von Irkutsk, Jerzy Mazur, eines Polen, der nach einem Heimaturlaub einfach nicht mehr nach Russland einreisen durfte – bis heute übrigens. Solche politischen bzw. polizeilichen Maßnahmen konnte das Patriarchat weder treffen noch umsetzen – dazu bedurfte es staatlicher „Amtshilfe“. Und die wurde geleistet.

So wurden in den letzten Jahren auch vermehrt Gotteshäuser, die *nicht* dem Patriarchat unterstehenden orthodoxen Splittergruppen gehören, von Staatsbehörden dem Moskauer Patriarchat zugeschlagen. Das wäre so, als würde die deutsche Bundesregierung Gotteshäuser der Altlutheraner (Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirche = SELK) der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Verfügung stellen. Dieses staatliche Vorgehen widerspricht der russischen Verfassung, die eine klare Trennung von Staat und Religion vorschreibt.

Erwähnt wurden bereits die beachtlichen Summen, die der Staat zum Wiederaufbau der von den Sowjets zerstörten Kirchen zur Verfügung gestellt hat. So ist beispielsweise der Wiederaufbau der 1931 gesprengten und 1995 bis 2000 wiedererrichteten Christus-Erlöser-Kathedrale nicht nur von „privaten Gönnern“ und mafiösen Strukturen finanziert worden, sondern eben auch mit Hilfe von Staatsmitteln.

Seit 1997 dürfen Geistliche der ROK im russischen Militär tätig sein – scheinbar wie zu Zeiten; allerdings bisher nur russische orthodoxe Priester. Andere Religionsgemeinschaften ringen mit den Behörden um das gleiche Privileg – bisher ohne erkennbaren Erfolg. Die russi-

schen Priester haben bei besonderen Anlässen feierliche Liturgien zu zelebrieren, Weihehandlungen vorzunehmen und die Soldaten in Sachen Patriotismus zu unterrichten. Breite Kreise in der Kirchen finden das nicht ausreichend – sie wünschen sich den Armee-Geistlichen nicht als Dekorationselement in der Armee oder als geistlichen „PolitRuk“*, sondern sie wünschen sich Geistliche als Seelsorger, die den Soldaten wirklich beistehen – etwa wenn junge Rekruten unter dem Terrorregime der „Dedovschschina“ von älteren Soldaten geknechtet, ausgebeutet und missbraucht werden, so dass die Selbstmordrate unter ihnen unglaublich hoch ist. Daran scheint der Staat aber nicht besonders interessiert.

*„Politischer Führer, Polit-Offizier“ in der Sowjetarmee: Er hatte die politische Ausbildung der Rekruten unter sich.

Die Kirche genießt die kirchenfreundliche Haltung des Staates. Nach Jahrzehnten der Knechtung und Verfolgung wird sie wieder geachtet, werden ihre Dienste vom Staat beansprucht. Wengleich sich die Kirche als politisch neutral bezeichnet, ist für die Kirche die heute regierende Macht das Maß aller Dinge. Die Kirche hatte seit der Oktoberrevolution 1917 staatliche Gunstbezeugungen nie erlebt. So ist es verständlich, wenn sie sich über weite Strecken vereinnahmen lässt. Deshalb war bei Patriarch Aleksij fast nie eine kritische Haltung gegenüber der Putin'schen Umarmungsstrategie erkennbar. – Patriarch Aleksij war den russischen Präsidenten stets ein verlässlicher Partner.

Staatskirche?

Aus all dem ergibt sich die Frage, ob das Moskauer Patriarchat heute eine Staatskirche ist, wie sie es zu Zarenzeiten war. Vieles spricht dafür. *Aber:* Kirche und Religion sind gemäß der Verfassung in Russland getrennt. *Und:* Mit Blick auf das Staatskirchentum ist das entscheidende Kriterium die Tatsache, dass sich der Staat heute *tatsächlich nicht* in die inneren Angelegenheiten der Kirche einmischt.

Ein Staatskirchentum des Moskauer Patriarchats ist, jedenfalls in der Gegenwart, wegen der religiösen Minderheiten fast nicht denkbar. So besteht allein ein Siebtel der Bevölkerung Russlands aus *Muslimen*: ca. 15 Mio. Über 100 nationale Minderheiten zählt Russland heute. Die russische Führung muss ständig darauf bedacht sein, die z.T. sehr starken und oft schwierigen Minderheiten in dem orthodox geprägten Staat zu beheimaten und die Ruhe im Lande sicherzustellen. Die Staatsführung muss alles unterlassen, was den Zorn der Muslime und anderer religiöser Minderheiten gegen die Russen provozieren könnte. So enden die orthodoxen Träume dort, wo die Rechte religiöser Minderheiten beginnen. Die Rücksichtnahme auf die vielen nicht-orthodoxen Religionsgemeinschaften im Lande lässt es nicht zu, dass die ROK eine Staatskirche wird.

In den letzten drei Jahren hat z.B. die ROK orthodoxen Religionsunterricht in allen Schulen Russlands gefordert. Das aber wird von staatlicher Seite – und besonders von nicht-orthodoxen Gläubigen, von Bürgerrechtlern, Kommunisten und Atheisten – abgelehnt, weil orthodoxer Religionsunterricht (auch das eher kulturorientierte Fach „Grundlagen der orthodoxen Kultur“) *nicht-orthodoxe* Religionsgemeinschaften wie die Muslime, Juden, Buddhisten usw. – deutlich benachteiligen und Proteste hervorrufen würde. Kürzlich hat Bildungsminister Fursenko nach langen Unterhandlungen mit vielen Religionsgemeinschaften an einem „Runden Tisch“ eine Art „Ethischen Unterricht“ gestattet, den die einzelnen Religionsgemeinschaften inhaltlich nach ihrer Glaubenslehre akzentuieren können.

Einem weiteren zentralen Wunsch der Moskauer Patriarchatskirche verschließt sich der Staat kategorisch: erstens nach Entschädigungszahlungen für gänzlich zerstörten Kirchenbesitz und für solche kirchlichen Immobilien, die sich bis heute in staatlicher Nutzung befinden und die aus technischen Gründen nicht mehr zurückerstattet werden können; und zweitens Entschädigungen für enteignetes Kirchenland, das auch die ROK grundsätzlich nicht zurückerhält. Das wären unvorstellbare Summen, die der Staat nicht zu zahlen bereit ist. Da blieb auch Putin

kompromisslos. Da die Kirche (offiziell jedenfalls) keine eigentlichen Einnahmen hat – lediglich die Kollekten der Gläubigen, wären solche Entschädigungszahlungen der ROK hochwillkommen.

ROK – heute im „Goldenen Käfig“?

Die ROK ist also keine Staatskirche. Trotz ihrer Omnipräsenz im öffentlichen Leben Russlands heute besitzt sie nicht den geringsten politischen Einfluss. Immerhin gilt sie als die erste Religion in Russland und genießt das Wohlwollen der Staatsführung. Sie hat gegenüber anderen Religionsgemeinschaften viele Privilegien und dient dem Staat mit ihrem Prunk bei der Dekoration offizieller Rituale. Im Vergleich zu dem, was die ROK in den 70 schlimmsten Jahren der Sowjetherrschaft durchgemacht hat, erlebt sie heute tatsächlich goldene Zeiten.

Doch die Bäume der ROK wachsen nicht in den Himmel. Starke religiöse Minderheiten und das Interesse des Staates an innerem Frieden unter den mehr als hundert Völkerschaften setzten der ROK und – bisher nicht erkennbaren – politischen Ambitionen Grenzen. Doch kann man diese Grenzen keineswegs als die Gitterstäbe eines Käfigs bezeichnen. Solche Grenzen sind jeder Religionsgemeinschaft in einem Staatswesen mit mehreren Religionen gesetzt. Immerhin befindet sich die ROK im Vergleich zu den übrigen Religionsgemeinschaften in Russland in der glücklichen Lage, vom Staat als die dominierende Religion anerkannt – und in gewissem Maße sogar hofiert zu werden.

Licht von Innen – Russische Bilder der Ewigkeit

oder

Orthodoxe Statuten Ikonenmalerei

Das Phänomen geistiger Kultur in der Gesellschaft

Die Geschichte der Bildenden Künste weist eine Menge vielfältiger, origineller und eigenartiger Kunstrichtungen auf. Seit der Entdeckung des „homo sapiens“ gibt es das Bedürfnis nach Darstellung. Davon zeugen die ältesten Höhlenmalereien von Altamira, Lascaux, No, die aus der Zeit des Paleozän stammen. Auch die Ausschmückung der Begräbnisstätten der ältesten Kulturen der Menschheit zeugen davon: hier sind die ägyptischen, babylonischen, skytisch-sarmatischen u. a. zu nennen.

Schon immer hatten Zeichen eine besondere symbolische Bedeutung. Hinter der Ästhetik der Zeichen und der dargestellten Gestalt vermutete man einen Sinn. Mit anderen Worten: die Idee der Darstellung war eng verbunden mit der „Ästhetik, dem inneren Sinn“.

Erst in späteren Zeiten begegnen uns wertvolle ästhetische Formen. Wir können aber zweifellos davon ausgehen, dass ihr Ursprung einen bestimmten religiösen Inhalt hatte.

Wenn wir uns die Zeiten des AT vergegenwärtigen, so wird deutlich, dass zu Lebzeiten des Königs Salomo der Tempel der Juden ganz anders ausgestattet war wie sein eigener Palast: „... und er machte im Chorraum zwei Cherubim, zehn Ellen hoch, von Ölbaumholz ...Und er überzog die Cherubim mit Gold...An allen Wänden des Allerheiligsten ließ er ringsum Schnitzwerk

MICHAIL NIKOLSKIJ,
TAMBOW



machen von Cherubim, Palmen und Blumenwerk, innen und außen." So lesen wir im 1. Buch der Könige, Kapitel 6, in den Versen 23, 28-29. Bereits in der Zeit des Alten Testaments gab es einen Unterschied zwischen religiösen und nicht religiösen Darstellungen. Mit Tradition hatte das nichts zu tun, vielmehr mit dem in den Geboten enthaltenen Gesetz. Die Erfüllung der Gebote ist der Schlüssel zum „Tor des Paradieses". Darin liegt der Sinn des menschlichen Lebens auf dieser Erde, im Judentum ebenso wie im Christentum. Betrachten wir uns eines der zehn Gebote aus der Heiligen Schrift. Da heißt es im 5. Buch Mose im 4. Kapitel, in den Versen 15-18 und 23: „So hütet euch nun wohl – denn ihr habt keine Gestalt gesehen an dem Tage, da der Herr mit euch redete aus dem Feuer auf dem Berge Horeb –, dass ihr euch nicht versündigt und euch irgendein Bildnis macht, das gleich sei einem Mann oder Weib, einem Tier auf dem Land oder Vogel unter dem Himmel, dem Gewürm auf der Erde oder einem Fisch im Wasser unter der Erde...So hütet euch nun, dass ihr den Bund des Herrn unseres Gottes, nicht vergesst, den er mit euch geschlossen hat, und nicht ein Bildnis macht von irgendeiner Gestalt, wie es der Herr, dein Gott, geboten hat." Deshalb ist das 2. Gebot so formuliert: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen" (2. Mose 20,4). Das Götzenbild hat hier natürlich eine religiöse Bedeutung. Es anzubeten ist streng verboten.

Aus dieser Erkenntnis lässt sich die Schlussfolgerung ziehen, dass es religiöse und nicht religiöse Darstellungen gibt. Wenn die religiöse Darstellung an die Stelle des ein oder anderen Objektes tritt oder gar das Wesen der Erstgestalt ersetzt, so ist eine solche Darstellung strengstens verboten.

In diesem Zusammenhang ist es nicht ganz korrekt, wenn wir behaupten, dass religiöse Darstellungen grundsätzlich verboten sind. Auch handelt es sich bei dieser Frage nicht um verschiedene Interpretationen des 2. Gebotes. Bereits im Alten Testament gibt es ja durchaus Beschreibungen von Darstellungen, wenn auch nicht in großer Zahl. Im 4. Buch Mose, Kapitel 21, in den Versen 8-9 z. B. befiehlt der Herr, außer den geschnitzten Cherubim am Tempel von Jerusalem eine eiserne Schlange herzustellen. Es gibt auch einen bestimmten Hinweis, die Cherubim in Vogelgestalt auf der Bundeslade anzubringen. Ebenso ist an die Vision des Propheten Hesekiel zu erinnern, in der er den himmlischen Tempel mit geschnitzten Darstellungen der Cherubim, mit Menschen- und Löwengesichtern sah (Hes 41, 17-19).

Interessant ist in diesem Zusammenhang nicht das Verbot der Darstellung. Interessant ist die Beziehung zur Darstellung. Das wichtigste Argument an dieser Stelle ist: Die Darstellungen sind nicht machbar, weil sie nicht sichtbar sind. In der Zeit des Alten Testaments gab es sehr wenige Darstellungen.

Alles lässt sich von der heiligen Geschichte des Neuen Testaments her erklären: „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes voller Gnade und Wahrheit" heißt es in Johannes 1, Vers 14.

Hier sahen wir Gott in der Gestalt Jesu Christi. Er war real. Er war ein lebendiger Mensch. Jesus Christus hatte seinen eigenen Charakter, sein Temperament; er konnte sich freuen und weinen, war demütig und sah nicht auf den Stand einer Person. Er war Zimmermann von Beruf. In allem war er wie jeder von uns. In einem allerdings unterschied er sich: er war ohne Sünde. Noch etwas wissen wir über ihn: das Grabtuch von Turin gibt Auskunft darüber, dass er Gott und Mensch in einer Person war. Es war also möglich, Gott abzubilden, denn in Jesus Christus war er sichtbar geworden.

Erinnern wir uns an die genialen Worte, die von der Möglichkeit sprechen, dass der Herr abgebildet werden kann: „Da er Fleisch wurde, kann er auch abgebildet werden."

Für das orthodoxe Bewusstsein gibt es eine klare Antwort auf die Frage, ob es möglich ist, die Offenbarung Gottes zu beschreiben. Wenn Gott die Gestalt eines realen Menschen angenommen hat, und das eine unumstößliche Wirklichkeit ist, so heißt die Grundfrage: wie lässt sich das darstellen und wie sollen sich die Menschen zur Darstellung Gottes verhalten? Diese zwei Fragen sind die Kernfragen der klassischen Ikonenmalerei. Es gibt aber noch eine dritte Frage, der wir uns auch stellen müssen: ist die Darstellung Gottes für den Menschen überhaupt notwendig? Folgende Argumente lassen sich anführen:

1. Warum ist die Ikone als Vermittlerin zwischen Mensch und Gott notwendig? Wichtig ist doch der persönliche Umgang zwischen den Gläubigen und Gott. Ein Vermittler ist deshalb an der Stelle überflüssig.

2. In der Heiligen Schrift gibt es nirgends einen Hinweis auf das Schreiben von Ikonen oder dass man durch sie im Gebet mit Gott in Kontakt kommt. Gott hört unsere Gebete auch ohne Ikonen.

3. Der Umgang mit der Ikone wird dann zum Götzendienst, wenn die Grenze zwischen Verehrung und Anbetung überschritten wird.

Zu Punkt 1

wenn wir einen Menschen sehr lieben, er aber nicht in unserer Nähe ist und wir ihn nicht sehen können, so möchten wir gerne ein Bild von ihm haben. Vermutlich entspricht diese Haltung der eines Kindes, aber einem Kind wird es wärmer ums Herz, wenn es sich ein Buch mit Bildern anschaut, und es empfindet es angenehmer als ein Buch ohne Bilder. Ähnlich ist es mit einem Orthodoxen, ihm geht es wie dem kleinen Kind. Und so muss es auch sein. Je höher die geistliche Vervollkommnung, desto überflüssiger wird die Ikone (der Mensch selber erweist sich als geistlicher Führer). Das trifft jedoch nur auf die großen Heiligen der Orthodoxen Kirche zu wie z. B. Sergius von Radonesh, oder Serafim von Sarow. Aber auch diese Heiligen hatten Ikonen.

Zu Punkt 2

die Heilige Schrift enthält nicht nur den Hinweis auf die Ikonenmalerei, sondern auch auf die Darstellung der Texte aus dem Evangelium. Es gibt keinen Zweifel an ihrer Notwendigkeit und Wahrhaftigkeit. Worin unterscheidet sich der geschriebene Namen Gottes von der Darstellung des sichtbaren, Fleisch gewordenen Gottes außer der ästhetischen Darstellung? Liegt etwa die Gesetzlosigkeit in den Linien, den Farben, den Stoffen? Die Antwort ist eindeutig.

Zu Punkt 3

Gott versteht uns auch ohne Ikonen. Können wir ihn aber ohne Ikonen verstehen? Die Ikone vermittelt, insbesondere durch das Prinzip der Rückkoppelung, eine ungeheuer große Erfahrung im Umgang mit Gott. Wenn in einem Zimmer die Gestalt Gottes (in Gestalt einer Ikone) anwesend ist, so hat der Mensch nicht den Wunsch zu sündigen.

In der orthodoxen Kirche gibt es einen deutlichen Unterschied zwischen zwei Begriffen: Anbetung und Verehrung. Diese Unterscheidung legten unsere geistlichen Väter beim 7. Ökumenischen Konzil 787 in Nizäa fest. Gott allein ist anzubeten, den Ikonen gilt die Verehrung. Während wir Gott anbeten, stehen wir vor der Ikone. Die Ikone kann Gott nicht ersetzen. Das ist Götzendienst. Die Ikone trägt jedoch Gottes Siegel. Sie ist Abbild des Unsichtbaren. Und ihrem Wesen nach ist sie göttlich. Sie kann nicht mit heidnischen Amuletten oder Darstellungen verglichen werden. Leider muss man aber sagen, dass es in der Praxis öfter zu einer Verwechslung zwischen Anbetung und Verehrung kommt. Die offizielle Kirche billigt dieses Verhalten nicht. Meines Erachtens nach gibt es für diese falsche Praxis zwei Gründe:

Bestimmte Menschen oder Gruppierungen beharren auf diesem Postulat. Subjektive Begriffe mischen sich mit dieser falschen Lehre, und die Ikone wird zum Götzenbild.

Der zweite Grund: Der Ritus tritt an die Stelle der lebendigen Liturgie. D.h. wenn Religion nicht die Möglichkeit bietet, durch Buße den Weg zu Gott zu finden, erstarrt sie zu Dogmen, Ritualen, Verboten. Der Mensch hofft, durch eine mechanische Pflichterfüllung der Genannten ein geistliches Ergebnis zu erreichen. Die Orthodoxe Kirche weist immer wieder auf die Gefahr solcher Irrtümer hin. Sie beruft sich dabei auf die Verlautbarungen des 7. Ökumenischen Konzils, das im Dogma über die Ikonen festgehalten hat: „ Da wir an den einen, in der Dreifaltigkeit verherrlichten Gott glauben, erkennen wir in den Ikonen zu verehrende Bilder.“

Auf solche Weise führen die o.g. Fragen und Antworten und die 2000jährige Ikonenmalerei zu der Frage: Wozu braucht der Mensch die Darstellung Gottes? – Für den Umgang mit Gott, für

die Anbetung und das Gebet. Genauer gesagt: die Darstellung ist eine Hilfe, die es ermöglicht, mit Gott besser umgehen zu können. Dabei ist der Begriff „Hilfe“ der Schlüssel, der auf das Spezifische hinweist und das Wesen der Verehrung und Malerei von Ikonen insgesamt erklärt. Er öffnet die Türe zu unserer Eingangsfrage: wie wird dargestellt, und wie insbesondere soll Gott dargestellt werden? An dieser Stelle müssen wir auf das Außerordentliche der ikonografischen Darstellung hinweisen. Das Außerordentliche einer Ikone besteht in ihrem Wesen, ihrer Funktion und der Art und Weise, wie sie künstlerisch dargestellt ist. In den vergangenen Jahrhunderten und in unserer Zeit beschäftigen sich viele Generationen von Theologen, Ikonmalern und Ikonenwissenschaftler mit den Fragen der Erschließung, der Formierung und der Vermittlung dieser Bedeutungen.

Wieso ist der Begriff „der Helfer“ wichtig, damit wir eine Ikone verstehen können? Die Ikone hilft, den Menschen und Gott zu verbinden. Sie kann aber den Schöpfer und sein Geschöpf nicht unmittelbar verbinden. Hier sind die Motivation des Menschen und seine Fähigkeit, sich geistlich entwickeln zu können, ausschlaggebend. Anders gesagt: die Ikone ist kein Sakrament, das Mensch und Gott wie eine mechanische Übergabe wohltuender Gaben verbindet. Sie korrigiert und unterstützt den Menschen auf der Treppe des geistigen Aufstiegs. Kann der Mensch ohne Ikone mit Gott in Verbindung treten? Möglich ist das durchaus, aber es ist bedeutend schwerer. Deshalb ist nicht die Anbetung der Ikonen das Ziel, sondern die Umsetzung der geistigen Idee von der Übermittlung und Erhaltung der gesegneten Gaben aus der himmlischen in die irdische Welt. Für den Erhalt dieser Gaben ist die geistige Bemühung des Menschen notwendig. Das Anschauen der Ikonen bringt noch keine geistliche Frucht, nur das Betrachten während des Gebetes. Es kann auch geschehen, dass das Gebet dank der Ikone ein Wunder bewirkt.

Die Praxis zeigt: Um die Ikone besser verstehen zu können, ist diese mit einem Bild zu vergleichen. Das ist allerdings nur möglich aufgrund der scheinbaren Ähnlichkeit von Ikonen- und Tafelmalerei, sowie der Grafik im Allgemeinen.

In diesem Zusammenhang wird gerne die illusionistische akademische Malerei mit der orthodoxen Statuten Ikonenmalerei verglichen. Das geschieht wegen des absolut entgegengesetzten Bildaufbaus, d.h. die Bildebenen unterscheiden sich, die Zusammensetzung der Farben ist anders, die Wahrnehmung ebenso und die Idee der zwei Arten der Bildenden Kunst.

Diesen Aspekt vertraten im 19. und 20. Jahrhundert Fürst E. Trubetzkoy, F.I. Buslajew, P.A. Florenskij, M.N. Tarabukin, L.A. Uspenskij, B.W. Rauschenbach, I.K. Jasikow und viele andere mehr. Das Besondere am Wesen der Ikone wurde gewöhnlich mit der „Idee des fleischgewordenen Gottes“ bezeichnet und legte bestimmte Mechanismen für die Herstellung der Statut Ikone fest.

Wenn wir das Charakteristische in der Herstellung von Werken in der akademischen, illusionistischen Malerei mit den Werken der Ikonenmalerei analysieren, so lässt sich festhalten:

Das Bild muss in allererster Linie schön sein, während bei der Ikone diese Schönheit nur ein Mittel zum Ausdruck der geistigen Idee ist.

Die Umrisse der Vorzeichnung (die Ritzzeichnungen in der Ikone –Grafja) – unterscheiden sich von der Zeichnung im Bild durch Modellierung.

Die Grundlage zur Herstellung einer Ikone ist meist festes Holz, für die Herstellung eines Bildes wird Leinwand genommen.

Bei der akademischen Malerei wird zuerst eine Skizze angefertigt, bei der Ikonenmalerei wird nach der Vorbereitung des Holzes als wichtigstes Bildelement zuerst das Blattgold aufgetragen. Erst danach geht es um die unterschiedlichen Farbtöne.

Bei der Ikonenmalerei wird die Farbkomposition durch Farb-Pigmente erzielt, danach erfolgt die Modellierung durch Aufhellung. Bei der akademischen Malerei wird die Skizze ausgeführt.

Bei der Herstellung der Ikone bedient man sich im Wesentlichen der Schmelztechniken, beim Bild der Pinselstriche oder dem Abrieb der Striche.

Die Oberfläche der Ikone soll absolut glatt sein, die Oberfläche des Bildes kann wie ein Relief wirken. Das Bild benötigt einen Rahmen. Die Ikone benötigt keinen Rahmen, weil das Bild offen ist.

Das Malen der Ikone ist für den Ikonenmaler Andacht, Gebet. Der Kunstmaler braucht für die Herstellung seines Bildes keinen vorgegebenen inneren oder äußeren Zustand. Es sei denn, er versetzt sich selbst in einen bestimmten Zustand.

Die Ikone wird nach bestimmten Vorlagen geschaffen, das Bild nicht.

Im Unterschied zum akademischen Bild lässt sich die Ikone nicht kopieren, man kann sie nur beschreiben.

Die Ikone darf nur an eigens dafür vorgesehenen Orten angebracht werden – in der Kathedrale oder in der heiligen Ecke. Das Bild lässt sich an den unterschiedlichsten Orten ausstellen.

Die Kontur der Ikonentafel kann sehr unterschiedlich sein, die des Bildes ist gewöhnlich rechteckig.

Die Ikone ist auf bestimmte Funktionen festgelegt (ungefähr 19). Das Bild unterliegt keiner festen Funktion. Es ist frei interpretierbar.

Wir müssen hier anmerken, dass wir in diesem Kontext weder den Prozess der Herstellung verfolgen, keine Ikone vor Augen haben und auch kein Bild betrachten (das sind Themen, die eines besonderen Gesprächs bedürfen). Aber eines wird deutlich: die Ikone ist im Unterschied zum Bild nicht leicht zugänglich, sie kommt unserer Betrachtungsweise nicht entgegen. Wenn wir uns die auf den Ikonen in ihrer nur bedingt richtigen und stilisierten Anatomie dargestellten Personen in Wirklichkeit vorstellen, so ist diese Vorstellung seltsam mitleiderregend.

Bedenken wir aber, dass uns die Ikone mit sichtbaren Mitteln auf die unsichtbare Welt hinweist. Das ist für uns eine unglaublich komplizierte Aufgabe. Dank jedoch einiger Offenbarungen und einer Jahrhunderte alten Praxis ließ sich diese ganz eigene sakrale Sprache der Ikonenmalerei entdecken. Die Sprache beruht auf eigenen Gesetzen, die – und das gilt besonders für die russischen Ikonen – in einer Verordnung festgelegt sind. Diese Verordnungen sind für die Ikonenmaler nicht zwingend, aber Kirchenlehrer und Ikonenmaler beriefen sich auf die eine oder andere Weise immer auf sie. Die Herstellung von Ikonen waren Zeichen ihrer tatsächlichen Existenz. Die Verordnungen sind kein Dogma, sondern im Meer der verschiedenen Kunstrichtungen, die sich von der Epoche des Paleozän mit seinen Felsenzeichnungen bis in die Zeit der Computergraphik erstrecken, eher ein „Handbuch“ oder die „Lozia“ für den Ikonenmaler. Und genau diese Grundsätze bilden Grundlage und Wesen der orthodoxen Statuten Ikone.

Die kanonischen Vorschriften enthalten eine bild- und inhaltsreiche Ordnung sowie eine besonders plastische Sprache über den in Jahrhunderten von der orthodoxen Kirche geschaffenen Charakter der Ikone. Mit großer Sorgfalt werden sie eine nach der anderen den Ikonenmalern zugänglich gemacht. Auf diese Weise lernen diese die Methoden und Techniken, sowie die besten Muster der Ikonen Originale kennen. Eine Entwicklung in der Ikonenmalerei gibt es deshalb nicht. Möglich ist nur eine Vervollkommnung, die allerdings gewährleistet, dass die neuen Autoren (Maler) die bestehenden Arbeiten bewahren. Aus diesem Grund gibt es verschiedene Ikonen Malschulen und im Rahmen des Kanons feine Nuancen, die auf die Arbeitsweise der Maler zurückzuführen sind.

Das Geistige der Ikone.

Offenbar verstehen wir unter dem Begriff „Geistigkeit“ im weitesten Sinne des Wortes das Immaterielle. Fernsehen z.B. ist ein geistiger Akt. Wir sprechen deshalb über das Geistige der Ikone im sittlichen Sinn. Die Ikone hat also vor allem geistig-sittlichen Charakter. Das Geistige der Ikone beinhaltet Begriffe wie: Segen, Andacht, Osterfreude, geistliche Schönheit, Frömmigkeit, Gotteserkenntnis, geistliche Vervollkommnung, geistlicher Durst, Barmherzigkeit,

Weisheit, Gerechtigkeit, Reinherzigkeit, geistliche Überlegung, Demut, Herzensfrieden, Reinheit, Keuschheit.

Die Symbolik der Ikone

Die Symbolik hat den größten Einfluss auf den Charakter und die ausdrucksvolle Sprache der Ikone ausgeübt. Über den Charakter der Symbolik wurde noch zur Zeit der ökumenischen Konzilien verhandelt. Mit Hilfe der Ikone erkennen wir in den Gestalten symbolisch das Unsichtbare. Denn es ist unmöglich, die Idee der geistigen Welt mit den ausdrucksvollen illusorischen Mitteln unserer dreidimensionalen Welt zu übertragen. Die orthodoxe Kirche hat während vieler Jahrhunderte eine spezielle und eigene Symbolsprache geschaffen, die der Ikone eine Bedeutung zumisst, die ihr so nicht zusteht. Dabei zeigt die Ikone mehr, als das, was dargestellt ist. Um ein falsches Verständnis und eine falsche Wahrnehmung zu vermeiden, ist die Symbolsprache der Ikone bis in ihre Ausschmückung vorgegeben und wahr.

Die historische Glaubwürdigkeit

In der Ikonenmalerei steht die Frage nach dem „historische Realismus“ für die Kirche mit an erster Stelle. Unter historischer Genauigkeit versteht man die exakte Kopie von Details und Personen. Darum wird der Herr eben in jener Bekleidung dargestellt, in welcher er den Menschen erschienen ist. Viele Elemente und Gestalten werden in den konkreten Momenten der zufälligen Erscheinung oder des Erscheinens dargestellt. Die Darstellung des Heiligen Geistes in Form einer Taube gibt es z.B. nur auf der Ikone der Taufe Jesu. Die orthodoxe Kirche tadelt oder verbietet Darstellungen, die dem Wesentlichen eigene Wunschvorstellungen oder Interpretationen hinzufügen und diese zum Wesentlichen erklären.

Die besondere Grundlage für Sujet und Komposition

Die Sujets und die Komposition der Ikone gründen auf den Evangelien, den prophetischen Büchern und der Offenbarung und den darin beschriebenen Leben der Heiligen. Die ikonografische Struktur sieht folglich so aus:

Darstellungen von Personen

Darstellungen des Herrn

Darstellungen der Gottesmutter

Darstellungen orthodoxer Feste

Darstellungen der Engel

Darstellungen der Gerechten Gottes (heiliger Menschen)

Darstellungen aus dem Leben bestimmter Personen (Viten-Ikonen), Kirchenkalender

Jede dieser Darstellungen verkörpert einen bestimmten Typ.

Unterschiede in den figürlichen Elementen:

Darstellung des ganzen Körpers

Darstellung bis zum Kreuz

Darstellung bis zur Brust

Darstellung bis zu den Schultern

Darstellung des Hauptes

In seltenen Fällen die Darstellung einzelner Körperteile

Das Prinzip der Rückkoppelung ist eines der Schlüsselprinzipien der Ikonenmalerei. In ihm wird deutlich, warum der Aufbau der Ikone sich auf diese Art und Weise vollzieht, und es erklärt die Wesenheit und Leidenschaftslosigkeit der dargestellten Gestalt. Die Ikone ist in diesem Zusammenhang für den Betrachter eine Art „Puffer“. D. h. der Mensch wird sich bewusst, dass die Ikone zu den verschiedenen Zeiten unterschiedlich wirken kann. So kann z. B. der „nicht von Händen geschaffene Erlöser“ in der Gebetsbetrachtung ein rettender, strafender,

trauriger, schmerz erfüllter oder freundlicher Erlöser sein. Dabei verändert sich die physische Gestalt natürlich nicht. Es geht dabei um den individuellen Zustand des Betenden, der ja sehr verschieden sein kann. Aber dank der umgekehrten Perspektive, der Umriss- und Ebenheit der Gestalten, der Reihenfolge der warmen und kalten Farben, des statischen Charakters bei gleichzeitiger aktiver innerer Dynamik ist ein eigentümlicher universeller Punkt für die Wahrnehmung. Die Ikone wird zu einem universellen Spiegel und Kriterium für den inneren, psychischen Zustand der Person. Die „Rückkoppelung“ in der Ikonen Praxis macht es der betrachtenden Person auf diese Weise möglich, in der wahrgenommenen Gestalt eine individuelle Offenbarung zu erfahren, die ihren eigenen geistlichen Werten im Kontext der für die Gesamtkirche gültigen geistlichen Erfahrungen entspricht.

Die Flächenmalerei und dekorative Art der Darstellung

Dieses Kunstprinzip ist Symbol für die himmlische Welt unserer dreidimensionalen irdischen Welt. In der Ikonenmalerei wäre das Gesetz eines vier- oder fünfdimensionalen Raumes schlicht und einfach unmöglich. Hier gilt die Zweidimensionalität und folglich die Flächenmalerei: es fehlt das Illusionistische, in diesem Fall die Tiefendimension, die sich auch mit Falschheit oder Lüge bezeichnen lässt. Beide sollen in der Kirche nicht sein. Die Flächenmalerei verbirgt nichts und ist in diesem Fall die Gestalt Gottes. Natürlich ist das nur symbolisch gemeint, weil jede Darstellung einer Fläche ein Symbol ist. Aber in diesem Fall ist dieses Symbol geistig, weil es wegen seiner gesegneten Heiligung des Inhaltes, der hierarchischen Gliederung und seiner besonderen Sprache, die die Orthodoxe Kirche in vielen Jahrhunderten ausgearbeitet hat, das Symbol für Gott ist.

Die umgekehrte Perspektive ist eine der bekanntesten Gesetzmäßigkeiten in der Ikonenmalerei, deren Erkenntnis wir so berühmten Gelehrten wie Pavel Florenskij, B.V. Rauschenbach und anderen verdanken. Das Wesen dieser Gesetzmäßigkeit besteht darin, dass alle horizontalen Linien linear auf den Zuschauer zu kommen, während die Diagonalen in der Tiefe bleiben. Auf der Ebene der Ikone trennen sie sich. Das ist ganz logisch. Die Komposition der Ikone verdichtet sich von allen Seiten her zu einem göttlichen Raum. Die Figuren auf den Ikonen sind frontal gemalt und zum Zuschauer gewandt. Deshalb wirken die Personen trotz aktiver innerer Dynamik statisch. Die Silhouetten der Figuren sind immer dunkel und bilden einen Kontrast zum Hintergrund, weil der Heilige selbst die Quelle des Lichtes ist. Es gibt keine fallenden Schatten. Das Licht auf der Ikone kommt von innen heraus. Das hängt mit der Erschließung der Ikone zusammen, den warmen und kalten Schichten, die im Wechsel aufgetragen werden. Auf solche Weise ist die Ikone der Abglanz der höchsten Welt, welcher die irdische, geschaffene Welt erleuchtet. Diese Gesetzmäßigkeit ist noch auf die ersten Darstellungen Jesu Christi zurückzuführen. Nachdem er sein Gesicht gewaschen hatte, blieb der Abdruck seines Antlitzes auf dem Tuch zurück. Und dieser Abdruck ist das Wesen der umgekehrten Perspektive bei der Darstellung von Personen. Das kann man auf den „nicht von Hand gemalter Erlöser“ Ikonen sehen, wo die sehr ausladende Form der Haare und die Seitenteile des Gesichtes ganz nach vorne treten.

Das Prinzip der Erweiterung von Zeit und Raum

Aus den biblischen Texten wissen wir, dass das Himmelreich keine zeitlichen Begrenzungen kennt. Auf der Ikone ist die Zeit bis zu jenen Grenzen ausgedehnt, die für die geistliche Absicht notwendig sind. Ikonen, die Heiligen gewidmet sind, z.B. stellen von der Geburt bis zum Tod die wesentlichen Ereignisse ihres Lebens dar. Auf der Ikone der Verklärung wird der Aufstieg des Herrn mit den Jüngern auf den Berg Tabor dargestellt, das Mysterium der Verklärung und der Abstieg Jesu. Johannes der Vorläufer kann mit abgeschlagenem Haupt dargestellt sein. Kleine Kinder werden wie Erwachsene dargestellt, genauso verhält es sich mit dem Nimbus der Heiligen, ganz gleich, in welchem Alter sie dargestellt werden. Genauso ist es mit dem Raum: Das Ereignis im Tempel wird aus ihm herausgetragen. Der Tempel wird an einem entfernten Ort dargestellt. In der Ikonenmalerei wird vieles konkretisiert, um auf diese Weise den alles umfassenden (ökumenischen) Maßstab zum Ausdruck zu bringen. So bekommen Zeit und Raum

auf der Ikone einen Charakter, der über die Geschichte hinausgeht. Im Vergleich zur Ikone hält das Bild einen bestimmten Augenblick des Lebens, wenn nicht sogar den ausdrucksvollsten und wichtigsten, fest. Allerdings gibt es auch in der illusorischen Kunst Möglichkeiten für die Erweiterung von Zeit und Raum.

Der Umgang mit unterschiedlichen Maßen

Auf den ersten Blick erscheinen uns die unterschiedlichen Größen der dargestellten Personen auf der Ikone wie ein archaisches Überbleibsel. In Wirklichkeit aber bringen sie eine hierarchische Gliederung zum Ausdruck. Wir finden sie z.B. auf der Ikone des Herrn mit den Auserwählten, der Ikone des Johannes Lestwitschnik mit den auserwählten Georgij und Wlasij, den Festtagsikonen und anderen. Sie sollen zeigen, dass es im Himmelreich keine Demokratie gibt. Aber es gibt eine Hierarchie, die die Fülle des geistigen Raumes abbildet, in dem es natürlich bestimmte Ränge und Hervorhebungen gibt. Um auf das eine oder andere Sujet besonderen Nachdruck zu legen, vergrößert der Ikonenmaler die Person, indem er ihr oft monumentale Merkmale verleiht. Oder er verkleinert die Details. Auf's Ganze betrachtet wirkt die Ikone monumental wegen der Silhouette, des Lakonismus und der fehlenden Horizontlinie auf der Ebene der Ikone. Der flächige oder dekorative Hintergrund beruht nicht auf der Wahrnehmung unterschiedlicher Maße, sondern auf der für die Ikonenmalerei vorgegebenen Gesetzmäßigkeiten. Er konzentriert die Aufmerksamkeit des Betrachters unmittelbar auf das geistige und psychische Zentrum der Darstellung. Auf diese Weise lenkt der Betrachter seine Konzentration im Gebet vom Nebensächlichen zum Wesentlichen.

Die besondere Technik des Ikonenmalens

Wenn wir versuchen würden, die Technik zur Herstellung einer Ikone in Thesen zu fassen, so würde das wie folgt aussehen:

- Der Bildträger wird aus Lindenholz, das mindestens 8 Jahre gelagert hat, gefertigt und mit einer speziellen Arche oder einem Kasten versehen. Auf der Rückseite werden schwalbenschwanzförmige Riegel oder Leisten angebracht, die am oberen und unteren Rand in Nuten eingefügt werden.
- Auf die Vorderseite des Bildträgers trägt man drei Schichten auf. Nun wird eine Steinkreidemasse hergestellt und mit Hilfe eines Pinsels oder Spachtels 9-30 Schichten aufgetragen.
- Der Bildträger wird mit Schmirgelpapier geglättet, bis er den Zustand von Elfenbein erreicht.
- Nun wird die Vorzeichnung auf die Tafel übertragen.
- Das Auftragen des Blattgoldes geschieht mit Knoblauchsaff, Poliment (feiner geschlammter Ton, der als Träger für das Gold dient) oder Mixtion (eine Art Lack, der beim Vergolden als Klebemittel dient).
- Auf einer Granitplatte werden die natürlichen Farbpigmente mit Eigelb gelöscht und alle nicht mit Gold bedeckten Flächen dünn und gleichmäßig in zwei bis drei Schichten aufgetragen.
- Nun trägt man die Grundfarben auf, wobei auch die geritzten Linien der Grafja (Vorzeichnung) mit Farbe bedeckt sein müssen. 14 Arbeitsgänge sind für die Erstellung eines Antlitzes nötig.
- Die Ikone bekommt immer eine Bezeichnung, die sie mit ihrem Vorbild verbindet.
- Nun wird noch die Rückseite bearbeitet. Dann wird die Ikone mit gekochtem Leinöl, dem Harz oder Kobaltazetat beigefügt ist, imprägniert, danach getrocknet.

Während des Endstadiums wird die Ikone in der Kirche vom Priester geweiht.

Wenn wir das o.g. zusammenfassen und diese Technik mit der der Bilder vergleichen, so sehen wir, dass die Ikone mit einer besonderen Schmelztechnik hergestellt wird, auf Holz und

ausschließlich mit natürlichen Materialien. Die Ikone kann auf diese Weise über Jahrhunderte erhalten bleiben. Die Zeit verleiht der Ikone sogar eine große Anziehungskraft und ein besonderes Aussehen.

Die künstlerische Ausdrucksfähigkeit der Ikone

Wenn wir behaupten, dass die Ikone ihrem Wesen nach geistig ist (wir hatten das bereits unter Punkt 2 „Das Geistige der Ikone“ untersucht), so wird das einzig und allein durch die geistige Idee, die ihr zugrunde liegt, zum Ausdruck gebracht. Die Ikone hat konkrete Aufgaben, und die Ausdrucksmittel dieser Aufgaben sind immer kanonisch. D.h. dass der Kanon den großen Umfang der Kunst und ihrer Anwendung aufgenommen hat. Er hat sich kristallisiert und sich zu einer optimalen Form entwickelt. Die Vollkommenheit dieser Form hängt natürlich vom Ikonenmaler ab. Man muss allerdings berücksichtigen, dass es dabei Ausdrucksmittel gibt, die die kanonische Ikonenmalerei zulässt, wie z. B. maßvolle Verzierungen, sparsame Gesten, „schwebende“ Figuren, eine besondere Geometrie, Architektonik und Plastizität der Gewänder, individuelle Gesichtszüge, Kontrastwirkung der Silhouetten und Farbnuancierungen; Wechselbeziehung von Dekors und Malerei auf der Bildebene, usw.

Die künstlerische Ausdrucksfähigkeit der Ikone ist deshalb ein bestimmter Bereich der kanonischen Sprache; dabei spielen nicht die ästhetischen Präferenzen der Ikonenmaler eine Rolle, sondern ein tiefes Verständnis vom Symbolcharakter der Ikone, die auf Gottes Offenbarungen beruht und während vieler Jahrhunderte ihre Existenz sorgsam bewahrt hat.

Wir sehen also, dass sich alle o.g. 12 Gesetzmäßigkeiten in einem unauflösbaren Zusammenhang befinden und untrennbar miteinander verbunden sind. Durch die Gesetzmäßigkeiten allein lässt sich das Geheimnis der Ikone nicht begreifen, ihre Kraft nicht empfinden, nicht in ihr Wesen eindringen. Aber es ist möglich, den Vorhang dieses Geheimnisses ein wenig zu lüften und die inhaltsreiche Seite der Gestalt der Ikone zu begreifen. Ein wahrhaftes Begreifen ihres Wesens lässt sich jedoch nur durch die liturgische Praxis erzielen, indem der Betende mit reinem, offenen Herzen und mit geistlicher Konzentration versucht, das unsichtbare Göttliche zu begreifen durch die sichtbaren Ikonengestalten, die uns von der orthodoxen Kirche geschenkt sind, damit wir mit Gott umgehen können, und die zu einer klugen Betrachtung Gottes einladen.

In Russland wurde das Interesse für Ikonen und die Kirche ganz besonders im Zuge des 1000jährigen Jubiläums der Taufe der Rus geweckt. Damals wurde eine große Zahl orthodoxer Kirchen und Kathedralen wieder geöffnet. 70 Jahre lang war das geistliche Leben in Vergessenheit geraten, und die Herstellung von Ikonen galt als Nebensache. Die Folge davon war, dass dank der Bemühungen vieler hervorragender Ikonenmaler, Kunstwissenschaftler und Restauratoren die Kunst des Ikonenmalens nach dem statutenmäßigen Kanon wieder auflebte.

Seit 1917 war die Ikonenmalerei in Russland, und so auch im Tambower Gebiet, aus den genannten Gründen total in Vergessenheit geraten. Es gab jedoch kleine Ikonen- Malzentren in den Gemeinden der Altgläubigen im Norden Russlands. Auch im Wladimirer Gebiet (im Dorf Palech und Mstera) wurden heimlich Ikonen angefertigt. Die Technik der Ikonenmalerei wurde in geringem Umfang in Restaurationsabteilungen und Fakultäten der wenigen Kunstbildungseinrichtungen gelehrt.

Aber ungeachtet der offiziellen Ideologie gelang es, die altertümliche Frömmigkeit, die in den Ikonen der Malerin Maria Nikolaewna Sokolowa zum Ausdruck kam, zu bewahren. Frau Sokolowa organisierte 1958 an der Moskauer Geistlichen Akademie und am Seminar eine Ikonenmalklasse mit einer fachkundigen Ausbildung für zukünftige Ikonenmaler. Auch Nina Toropzewa ließ sich hier ausbilden; sie war bereits zur Zeit des neuen Russland die Begründerin der ersten Sonntagschule am Himmelfahrt Frauen Kloster in Tambow. In der Sonntagschule gab es eine Ikonenmalklasse; ihr Lehrer war Sergej Iwanovitsch Loginov, ein Tambower Ikonenmaler und Künstler, der zusammen mit Künstlern aus St. Petersburg die Skorbjaschenskij Kirche im o.g. Kloster ausmalte. In der Ikonenmalklasse wurden von Anfang an die Grundlagen der Statuten der orthodoxen Ikonenmalerei unterrichtet. Das Hauptaugenmerk lag auf dem Zeichnen der Ikonen und der genauen Einhaltung der kanonischen Regeln.

Der Berichterstatter war Absolvent der Ikonenmalklasse. 1999 gelang es mit dem Segen von Erzbischof Evgenij von Tambow und Micurinsk, eine Ikonenmalklasse an der Kunstschule Nr. 2 in Tambow einzurichten. 2004 wurde die Klasse in die Abteilung IKONOPISI (Ikonenmalerei) und kirchlich angewandte Kunst (re)integriert. Hauptziel ist die Einbringung in die nationale geistige Kultur; und wir sind der Meinung, dass sich mit dieser praktischen Tätigkeit eine optimale und zeitgemäße Lösung für die Formung und Entwicklung der geistig-moralischen Grundlagen der Persönlichkeit bietet.

Die heutige Wiedergeburt der Kunsttradition des russischen Volkes ermöglicht einen sachgemäßen und methodischen Basisaufbau, der es zukünftigen Spezialisten möglich macht, Grundlagen der Ikonenmalerei in entsprechenden Bildungseinrichtungen zu lehren und entsprechende Berufe anzustreben.

Die Erfahrung zeigt, dass sich die Aneignung für die Grundlagen der Ikonenmalerei auf einen Grundkurs für Kunstbildung stützen sollte, denn für die Aufnahme in die Ikonenmalabteilung müssen anspruchsvolle Malereien und Zeichnungen eingereicht werden. Nur wahrhaft Gläubige (geistlich Wiedergeborene) Schüler, die bereits die Grundkunstausbildung absolviert haben, werden in unserer Abteilung zugelassen. Die Ausbildungsdauer beträgt vier Jahre (einschl. der Klasse zur Berufsorientierung). Während der Ausbildung erlernen die Studierenden die Herstellung aller Hauptarten orthodoxer Ikonen. Die Ausbildung sieht folgendermaßen aus:

1. Jahr - Bekanntwerden mit den Grundlagen und Anfangsstufen der Ikonenmalerei.

2.-4. Jahr - Studium und praktische Aneignung der Hauptarten der in Statuten festgelegten orthodoxen Ikonen und der ZPI (angewandte Kirchenkunst)

2. Hälfte des 4. Jahres - Testarbeit unter Berücksichtigung individueller Möglichkeiten des Autors.

5. Jahr - Berufsorientierung - Arbeit in eine konkrete geistig schöpferische Richtung zur Fertigstellung der Diplomarbeit.

Die Bewertung der Arbeiten erfolgt alle 6 Monate durch eine Kommission, die sich aus entsprechenden Spezialisten zusammensetzt.

Zum Studium gehört eine Sommerakademie, in der Ikonen kopiert und restauriert werden und in den Kirchen der Eparchie gearbeitet wird.

Bei der Planung der Aufgaben und ihrer Ausführung wird die individuelle Gestaltung von 2 Arbeiten und mehr, sowie eine Arbeit bewertet, die individuellen und allgemeinen Anforderungen gerecht wird. Auch die Gestaltung des individuellen Arbeitsplanes mit entsprechenden Darstellungen spielt eine Rolle.

Die Stundenzahl beträgt pro Woche 13 Akademische Stunden.

Im vorliegenden Kontext wird der Prozess der geistig moralischen Formung der auszubildenden Person durch ihre Kunsttätigkeit verwirklicht. Einer der kürzesten und optimalsten Wege kann in diesem Fall das von uns erarbeitete pädagogische System für die Ausbildung das ZIP sein.

Die Arbeiten der Lernenden der Abteilung sowie die der Absolventen befinden sich in orthodoxen Kathedralen und im Privateigentum in Russland und im Ausland. Sie wurden in geistlichen und patriotischen internationalen und allrussischen Einrichtungen gezeigt. Die Erfahrung lehrt uns, dass die jungen Ikonenmaler bei diesen Gelegenheiten ihr geistig-moralisches Niveau wesentlich verbessern können. Seit zehn Jahren organisiert die Abteilung IKONOPISI und ZPI im Verlauf des Unterrichtes in der städtischen Kinderkunstschule Nr. 2 Ausstellungen für angewandte und dekorative Kunst.

Die aktive, schöpferische Tätigkeit des Lehrers für Ikonenmalerei ist ebenso ein wesentlicher Faktor in der Ausbildung für zukünftige Ikonenmaler. Wenn der Lehrer selber nicht schöpferisch tätig ist, kann er die anderen nicht lehren. Das ist meine persönliche Einstellung. Auf diese Weise stelle ich natürlich meine eigenen Arbeiten auf den Prüfstein. Es ist sehr schwer,

mit einem Wort über die Bildende Kunst zu sprechen, weil sie für sich selbst spricht. Umso schwerer ist es, über die eigenen Arbeiten etwas zu sagen. Aber ich kann sagen, was ich zum Ausdruck bringen will und welche Idee ich an den Zuschauer herantragen möchte. Tatsache ist, dass sich meine gesamte Tätigkeit auf die Hauptpostulate der orthodoxen Religion und gesetzmäßigen Statuten der Ikonenmalerei stützt – darüber habe ich ja bereits gesprochen. In diesem Zusammenhang ist es für mich interessant, wie für den Betenden das Begreifen (Sehen) der Ikone und die Veränderung (Hören) durch sie zu einer geistigen Einheit verschmelzen. Das ist der Ausgangspunkt für eine geistige Orientierung. Das wichtigste Paradigma, das man zum Ausdruck bringen wollte, ist die geistige Welt. Sie findet ihren Ausdruck in der Demut, der Weisheit, der Furcht und der Osterfreude. Auf der Bildtafel werden diese geistigen Kriterien mit Hilfe bestimmter Techniken verwirklicht: durch eine geregelte Rhythmik des Pinselstrichs, den besonderen Aufbau der Farben, durch das Streben der Gestalt nach oben, durch die durchscheinenden Farbschichten, die aktive Dynamik der geritzten Linien.

Wir entwickeln momentan eine Methode, bei der der Autor der Ikone lernt, die geritzten Linien mit Farbe zu bedecken. Wir legen auch auf das von uns erarbeitete System der Harmonisierung großen Wert, durch das die Farben der Ikonen bereits ihre endgültige Satttheit und Gespanntheit erlangen. Ich möchte aber noch einmal wiederholen: die Urheberschaft der Ikone ist eine bedingte Sache. Nein, es ist nicht die Aufgabe des Ikonenmalers, sich in irgendeiner Weise selber darzustellen. Die Vollendung des Ikonenmalers liegt mit großer Wahrscheinlichkeit in der harmonischen Dreiheit vom Willen Gottes, dem Kanon und der verklärten Person des Vollenders. Wenn das so ist, so liegt die Wahrheit in der Ikone Christi. Sie wird durch aufrichtiges, herzliches Gebet erlangt und kann in vielen nachfolgenden Generationen der Christen, die bereit sind, diese Wahrheit zu hören, zu übernehmen und zu bewahren, weiterleben.

Literatur

Die Bibel
Heiliger Johannes Damaszinus
Nikolskij M.B.
Nonne Juliana Sokolowa

Autor

Michail Nikolskij, Tambow

Übersetzung

Wladimir Lebedew, Tambow
Ursula Küppers, Lich

Theologische Beratung

Pfarrer i. R. Ernst Udo Küppers

mit einem Wort über die Bildende Kunst zu sprechen, weil sie für sich selbst spricht. Umso schwerer ist es, über die eigenen Arbeiten etwas zu sagen. Aber ich kann sagen, was ich zum Ausdruck bringen will und welche Idee ich an den Zuschauer herantragen möchte. Tatsache ist, dass sich meine gesamte Tätigkeit auf die Hauptpostulate der orthodoxen Religion und gesetzmäßigen Statuten der Ikonenmalerei stützt – darüber habe ich ja bereits gesprochen. In diesem Zusammenhang ist es für mich interessant, wie für den Betenden das Begreifen (Sehen) der Ikone und die Veränderung (Hören) durch sie zu einer geistigen Einheit verschmelzen. Das ist der Ausgangspunkt für eine geistige Orientierung. Das wichtigste Paradigma, das man zum Ausdruck bringen wollte, ist die geistige Welt. Sie findet ihren Ausdruck in der Demut, der Weisheit, der Furcht und der Osterfreude. Auf der Bildtafel werden diese geistigen Kriterien mit Hilfe bestimmter Techniken verwirklicht: durch eine geregelte Rhythmik des Pinselstrichs, den besonderen Aufbau der Farben, durch das Streben der Gestalt nach oben, durch die durchscheinenden Farbschichten, die aktive Dynamik der geritzten Linien.

Wir entwickeln momentan eine Methode, bei der der Autor der Ikone lernt, die geritzten Linien mit Farbe zu bedecken. Wir legen auch auf das von uns erarbeitete System der Harmonisierung großen Wert, durch das die Farben der Ikonen bereits ihre endgültige Sättigkeit und Gespanntheit erlangen. Ich möchte aber noch einmal wiederholen: die Urheberschaft der Ikone ist eine bedingte Sache. Nein, es ist nicht die Aufgabe des Ikonenmalers, sich in irgendeiner Weise selber darzustellen. Die Vollendung des Ikonenmalers liegt mit großer Wahrscheinlichkeit in der harmonischen Dreiheit vom Willen Gottes, dem Kanon und der verklärten Person des Vollenders. Wenn das so ist, so liegt die Wahrheit in der Ikone Christi. Sie wird durch aufrichtiges, herzliches Gebet erlangt und kann in vielen nachfolgenden Generationen der Christen, die bereit sind, diese Wahrheit zu hören, zu übernehmen und zu bewahren, weiterleben.

Literatur

Die Bibel
Heiliger Johannes Damaszinus
Nikolskij M.B.
Nonne Juliania Sokolowa

Autor

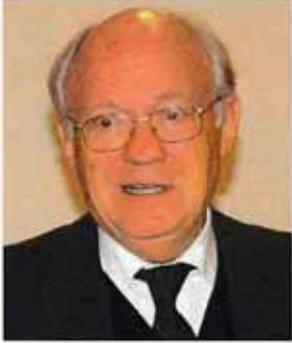
Michail Nikolskij, Tambow

Übersetzung

Wladimir Lebedew, Tambow
Ursula Küppers, Lich

Theologische Beratung

Pfarrer i.R. Ernst Udo Küppers



Ausgearbeiteter und stark erweiterter Text eines Vortrags im Rahmen der Veranstaltungsreihe zu 50 Jahren theologischer Gespräche zwischen der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Russischen Orthodoxen Kirche 1959 – 2009. Die dafür vorgelegten und den Zuhörern ausgeteilten Thesen sind als Anhang beigegeben.

Traditionell, doch nicht überholt

Oder:

Ein Hauch östlicher Orthodoxie täte dem evangelischen Christentum gut

Dass es im Osten christliche Kirchen gibt, die anders sind, war mir in meiner Jugend durchaus bekannt. Das lag wohl daran, dass ich in einem evangelischen Pfarrhaus aufgewachsen bin und an religiösen Dingen interessiert war. Freilich wurden sie nach meiner Erinnerung damals allgemein mit dem Namen „griechisch-katholisch“ bezeichnet. Das war zwar nicht korrekt, legte sich aber nahe, weil das alltägliche kirchliche Gegenüber für uns deutsche Protestanten, unser machtvolles Gegenstück, eben die römisch-katholische Kirche war. Doch wusste ich von ihnen nichts Genaues, wie ich ja auch vom Katholizismus keine tatsächlichen Vorstellungen hatte. Von ihm war zwar in meinem Konfirmandenunterricht immer einmal wieder die Rede, aber immer nur in Abgrenzung zu unserem evangelischen Glauben. Doch in diesem Zusammenhang auch von einem orthodoxen Christentum gehört zu haben, daran kann ich mich nicht erinnern. Man bedenke nachsichtig: Das ökumenische Zeitalter war für uns vor dem Zweiten Weltkrieg noch nicht angebrochen.

Erste flüchtige Eindrücke

Erste flüchtige Eindrücke von den orthodoxen Kirchen gewann ich in der Zeit des Theologiestudiums. In meinem ersten Semester an der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal hörte ich – im Sommer 1947 – eine konfessionskundliche Vorlesung über „Die Christlichen Kirchen in der Welt“. Das Einzige aus ihr, woran ich mich bleibend erinnere, wohl weil es mir so fremd vorkam und mich daher beeindruckte, waren bezeichnender Weise die Ausführungen des Dozenten über den orthodoxen Gottesdienst: er sei wie die Inszenierung eines Dramas auf der Theaterbühne, mit Einzügen, Auftritten und Abgängen, mit Türen, die sich öffnen und schließen, und mit einem unsichtbaren Geschehen hinter dem Vorhang. Das entsprach nun so gar nicht dem Verständnis von Gottesdienst, das mir geläufig war.

Später als Student in Göttingen besuchte ich – eher zufällig, aus Neugier – einen russischen orthodoxen Gottesdienst und habe den tiefen Eindruck eines überwältigenden harmonischen Chorgesanges mitgenommen. Doch sonst spielten die östlich-orthodoxen Kirchen, ihre Tradition und ihre Theologie in meinem weiteren Studiengang keine erkennbare Rolle. Sie waren ohne besonderes Interesse für mich, und in den Vorlesungen kamen sie weder bei der Bibelauslegung noch in der Dogmatik vor, freilich wohl in den kirchengeschichtlichen Vorlesungen, dort aber eher am Rande. Kurz: Es gab sie, gleichsam irgendwo, aber sie hatten uns im Grunde nichts zu sagen. Sie erschienen als kirchengeschichtliche Gebilde jenseits unseres Lebenshorizontes, ohne wirkliche Relevanz. Immerhin wolle man heute bedenken, dass schon allein der Eiserne Vorhang, der Europa bald nach dem Zweiten Weltkrieg für Jahrzehnte unerbittlich teilte, sie für unsere Aufmerksamkeit weit in die Ferne verbannte.

Freilich muss ich hier auch bemerken, dass mir schon als Jugendlichen bewusst geworden war, dass die Russische Orthodoxe Kirche in der Sowjetunion eine geknechtete, unterdrückte und unter den Stürmen einer grausamen Verfolgung fast völlig zerstörte Kirche mit vielen Märtyrern war. Und nicht nur sie, sondern auch die anderen Kirchen, von denen mir die russlanddeutschen Gemeinden bekannt waren. Besonders hatte das Schicksal der baltendeutschen Märtyrer um den Pfarrer Traugott Hahn (1875–1919) in Riga in den revolutionären Wirren 1918/19 mein Herz berührt. Für die Nachrichten, Bücher und Berichte über alle diese Geschehnisse, die mir durch mein Elternhaus zugänglich waren, hatte ich einen wachen Sinn. Das mag vielleicht auch daher gekommen sein, weil sich mir der Eindruck aufdrängte, dass

wir im Deutschland des Dritten Reiches möglicher Weise einer ähnlichen Erfahrung ausgesetzt sein würden. Ich war der Sohn eines evangelischen Pfarrers, welcher die Bekennende Kirche im Rheinland mit begründete hatte und in jenen Jahren mehrfach verhaftet wurde, schon im Juli 1933, wohl als erster Pfarrer überhaupt. Durchsuchungen der Geheimen Staatspolizei in unserem Pfarrhaus stellten keine Seltenheit dar. Insofern hatte ich wohl eine Ahnung von den Kirchen im sowjetischen Osten, und durchaus ein christliches Mitgefühl mit ihnen, aber eben ohne eine theologische Neugier und Erwartung. Ich lebte im Grunde recht zufrieden in meiner heimatlichen kirchlichen Welt.

Lernen durch Zuhören und Mitmachen

Ernsthaft bin ich der östlichen Orthodoxie erst seit dem Jahre 1975 begegnet, als ich mit der Übernahme der Leitung des Kirchlichen Außenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland auch für ihre drei theologischen Dialoge mit den Kirchen des Moskauer Patriarchats, des Ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel und der rumänischen Orthodoxie verantwortlich wurde. So trat ich unverhofft – und unvorbereitet – in eine lebendige Beziehung zu ihnen. Ob ich wollte oder nicht, ich musste mir jetzt einen Reim auf sie machen. Das geschah aber nicht eigentlich durch das Lesen von Büchern, was ich freilich auch in dem mir möglichen Maß tat, also nicht so sehr durch ein akademisches Studieren. Vielmehr ereignete es sich eher durch ein Zuhören und Aufmerken im praktizierten Dialog, durch die Reisen zu Besuchen bei ihnen „drüben“ und das Beobachten ihres Lebens, und vor allem durch das Mitbeten, die stille, aufmerksame Teilnahme an ihren Gottesdiensten in ihrem besonderen, ureigensten Lebensumfeld. Damit durchlief ich das, was man im Ökumenischen Rat der Kirchen ein theologisches **learning by doing** genannt hat, und dies in einem ganz schlichten Sinn: ein Kennen- und Verstehen Lernen durch das Dabeisein und Mitmachen. Nicht dass ich dadurch alles im Gottesdienst und in der Theologie der Orthodoxen bis ins Letzte verstanden hätte oder es mir hätte zu eigen machen können. Dazu verblieb mir zu wenig Zeit und Muße. Was mir aber widerfuhr, lässt sich in die Worte fassen: Ich bin mir der Besonderheit und Ergänzungsbedürftigkeit meines eigenen Christentums in einer ganz elementaren Weise bewusst geworden.

Nicht dass ich in meiner christlichen Identität irregeworden wäre! Vielleicht ganz im Gegenteil, denn mir taten sich im dialogischen Gegenüber mit der fremden Welt der östlichen Orthodoxie unerwartete Türen zu einem vertieften Erfassen meines eigenen evangelischen Christentums auf. Eigentümlicher Weise aber nicht in selbstbewusster, aber letztlich ängstlicher Abgrenzung zu ihnen, sondern im Zuge einer mich selbst verwundernden wachsenden Unbefangenheit ihnen gegenüber. Einerseits habe ich mein evangelisches Christentum insofern besser verstehen gelernt, als ich es im Gespräch mit der orthodoxen Denktradition verständlich machen musste, die doch ohne die geschichtliche Erfahrung der westlichen Reformation geblieben ist. Da schien es zunächst keine direkte Brücke zu geben, keine gemeinsame Begriffswelt, keine historische Gleichzeitigkeit. Vielmehr musste man versuchen, in die Mokassins der Gesprächspartner zu schlüpfen, wenn man ihnen die eigene Sache nahe bringen wollte. Ich musste meine Theologie gleichsam neu, von meinen Gesprächspartnern her, entwickeln. Und gerade dieses Bemühen hat mir unvermutete Aufschlüsse über meine eigene evangelische Prägung gegeben. Ich bin in ihr gewisser geworden, froh und dankbar dafür.

Aber auch das andere ist wahr. Ich geriet gleichzeitig in eine mir bis dahin ungewohnte Nachdenklichkeit im Blick auf die Erscheinungsformen meiner evangelischen Kirche und die theologische Begriffswelt, deren wir uns wie selbstverständlich bei unserem gelehrten Diskurs bedienen. Mir kam die Frage: Wissen wir wirklich noch, was mit all diesen Formeln gemeint ist, was wir damit sagen, sagen wollen – und sollen? Wir mögen uns vielleicht auf diese Weise noch gut im eigenen Umkreis verständigen. Doch wird es schwierig, wenn wir über die Grenzen hin zu den anderen gelangen und ihr Ohr und Herz erreichen wollen. Wirklich verstanden haben wir die eigene Sache doch erst, wenn wir sie auch unserem Dialogpartner von seinen Voraussetzungen her haben nahe bringen können. Diese Einsicht hat mich zunehmend demütig und selbstkritisch gemacht. Es war eigentümlich: Die Freude, mit Bewusstsein ein evangelischer Christ und Theologe zu sein, ging einher mit dem Schwinden der Selbstgewissheit, die mich

bisher im Blick auf die Tradition meines reformatorischen Kirchentums erfüllt hatte. Da war doch in mir das Empfinden eines schwer zu definierenden Ungenügens entstanden, das Bewusstwerden von schmerzlichen Defiziten, jedenfalls in der gegenwärtigen Gestalt unserer evangelischen Kirche und ihrer Theologie.

Selbstkritische Nachdenklichkeit

Es geschieht in der ernsthaften ökumenischen Begegnung immer wieder, dass wir unseres eigenen Christentums froh, zugleich aber darin auch nachdenklich werden, von Herzen dankbar und von Herzen demütig. Wir können gar nicht anders, als immer stets von uns selbst her zu kommen, und müssen es erst lernen, den anderen unbefangen wahrzunehmen. Wir wollen in die Gesamtgemeinschaft aller Kirchen natürlich gern etwas von den eigenen geistlichen Schätzen einbringen, von dem, was uns wichtig geworden ist, und müssen dabei aber zugleich willig werden, etwas von dem hinzunehmen und anzunehmen, was die anderen uns zu bringen – oder soll ich sagen: ins Stammbuch zu schreiben haben; das, wovon sie bei uns zu wenig oder allenfalls Mangelhaftes beobachten. Und da kommen auf einmal unwillkürliche Empfindlichkeiten ins Spiel, die ökumenisch sehr hinderlich sind, weil wir unsere theologische Identität in Frage gestellt, unsere kirchliche Integrität hinterfragt sehen. Wir laufen Gefahr, uns dem christlichen Zugewinn durch die andere, uns fremde kirchliche Tradition zu verschließen. Da wird uns denn wirkliche Demut abverlangt, diese elementare ökumenische Tugend, ohne die es kein Verstehen und keinen Fortschritt auf dem gemeinsamen Weg der Kirchen zu voller Gemeinschaft geben wird.

In diesem Zusammenhang hat für mich seit langem die apostolische Mahnung aus dem Philipperbrief (2,1–5) des Paulus eine schlagende Relevanz gewonnen:

„Ist nun bei euch Ermahnung in Christus, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit, so macht meine Freude dadurch vollkommen, dass ihr eines Sinnes seid, gleiche Liebe habt, einmütig und einträchtig seid. Tut nichts aus Eigennutz oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den andern höher als sich selbst, und ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient. Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht.“

In diesem Bibeltext begegnen wir einer wahrhaft ökumenischen Herausforderung, der nur leider viel zu wenig Genüge getan wird. Ich kann diese apostolischen Worte nur so verstehen, dass uns im „ökumenischen Geschäft“ alles Überlegenheitsgefühl vergehen muss, dass wir von aller Selbstbezogenheit frei werden müssen und auf jedes – freilich meist versteckte, indirekte – Eigenlob verzichten sollten, dass wir vielmehr dem Weg der „Selbstentäußerung“ zu folgen berufen sind, den der Christus Jesus nach den Worten des folgenden „Christushymnus“ gegangen ist: den Weg hinab nach unten, den unteren Weg. Das ökumenische Gebot der Stunde lässt sich wohl nur so umschreiben, dass wir vom eigenen hohen Ross heruntersteigen und gleichsam den aufschauenden Blick auf den anderen gewinnen. So kann man vielleicht den Satz deuten: „In Demut achte einer den anderen höher als sich selbst“. Und dass wir auf jeden Fall die tiefe Befangenheit durch das Eigene verlieren, nicht länger darauf fixiert bleiben, sondern – auch – „auf das zu sehen, was des anderen ist“ (wie Martin Luther ursprünglich übersetzt hatte), auf seine Anliegen, seine Fragen, seine Kritik.

Ich möchte im Folgenden Rechenschaft davon geben, was mir an vertiefenden Einsichten für mein eigenes evangelisches Christentum in der Begegnung mit der Glaubenswelt der östlich-orthodoxen Kirchen zuteil geworden ist. Ich tue das in sechs Kapiteln:

- Von dem Geschehen der göttlichen Heilszuwendung im Gottesdienst.
- Von der Gotteserfahrung in der Geschichte der Kirche
- Vom Glauben in der Kirche und mit der Kirche
- Von der Ehrfurcht vor der Dimension des Heiligen.
- Vom Wachsen und Reifen im Glauben.
- Von der johanneischen Prägung des östlichen Christentums.

(1) Von dem Geschehen der göttlichen Heilswendung im Gottesdienst.

Der Gottesdienst ist keine bloße menschliche Predigtveranstaltung. Er hat vielmehr die Verheißung, dass Gott selbst uns in ihm mit Heil und Segen begegnet. Wir bleiben mit unserem Reden und Hören nicht einfach unter uns. Vielmehr dürfen und sollen wir mit allem Glaubensernst erwarten, dass etwas von Gott her mit uns geschieht, wenn wir sein Wort hören und die Sakramente empfangen, dass er uns selbst begegnet in den Worten, die gesprochen werden, und in den Gaben, die uns am Tisch des Herrn gereicht werden. Denn im Gottesdienst wendet sich uns Gott geheimnisvoll mit seiner Heilsmacht zu. Daher muss er als eine Stätte verstanden werden, an der sich ein gottmenschliches Heilungsgeschehen vollzieht, um einen orthodoxen Ausdruck zu verwenden. Da geschieht etwas nicht nur Menschliches, sondern es geht etwas vor sich, was nicht von dieser Welt ist und uns zu Gute kommt.

Hier knüpfe ich an das an, was ich von meiner ersten Begegnung als Student mit der Welt östlich-orthodoxen Glaubens in jener frühen Vorlesung berichtet habe: dass der Gottesdienst den Eindruck von der Inszenierung eines Theaterstücks erwecke. Da gibt es gleichsam eine Bühne, auf der etwas vor sich geht, und da sind Menschen, die davon Augenzeugen werden. Die Bilderwand, welche die versammelte Gemeinde von dem priesterlichen Handeln im Altarraum scheidet, ist wie ein Vorhang, der das eigentliche, geheimnisvolle Geschehen unseren Augen entzieht. Nur ab und an kann man einen Blick davon erhaschen. Dann bewegt sich aber auf einmal etwas auf uns zu. Die Tür geht auf, das Evangelienbuch wird in einer Prozession hoch erhoben feierlich von drinnen mitten unter die harrenden, anbetenden Gläubigen getragen. Man nennt das den „kleinen Einzug“, durch den der Christus Jesus als das Wort Gottes symbolisch aus der himmlischen Welt auf die Erde zu uns Menschen kommt. Das Evangelium wird nun vom Diakon in der Gemeinde voll singender Kraft und Klarheit gelesen. Mit allen Sinnen ist es zu greifen, dass Christus mit seinem Wort bei uns gegenwärtig wird. Das Buch wird nach der Lesung wieder durch die Gemeinde nach vorn zur großen Tür in der Mitte gebracht und dort dem Priester übergeben, der es mit einem ehrfürchtigen Kuss entgegennimmt.

Es bewegt sich etwas

Nach dieser szenischen Darstellung des Wirkens Jesu als Prediger des Gotteswortes erfolgt nach einer kurzen Weile der „Große Einzug“, bei dem in einer weiteren Prozession aus der Seitentür an der Bilderwand die heiligen Gaben für das Altarsakrament unter Singen und Beten gemessenen Schrittes durch die Gemeinde zur großen „königlichen Tür“ in der Mitte der Bilderwand getragen, von dem Priester entgegen genommen und drinnen auf den Altartisch gelegt werden. Das ist gleichsam der Einzug Jesu in Jerusalem: In dieser zweiten Prozession spiegelt sich deutlich der Passionsweg Jesu ans Kreuz als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Und sogleich werden die Türen geschlossen. Was nun geschieht, ist ja ein Geheimnis. Nach dem Wirken Jesu als Prediger des Evangeliums werden wir nun gleichsam leibhaftig gewahr, dass „der Menschensohn nicht gekommen ist, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe zu einem Lösegeld für die Vielen“ (Markus 10,45). Er ist nicht nur unser Lehrmeister im Glauben und auf dem rechten Weg eines von Gott gesegneten Lebens, sondern er ist auch unser Erlöser, gleichsam der göttliche Arzt, der den Schaden unseres gottunwilligen Herzens heilt und uns für den von Gott gewiesenen Weg frei und willig macht. Jesus Christus – nicht nur das **exemplum**, sondern auch das **sacramentum**, um es mit diesen allgemein verständlichen theologischen Worten der lateinischen Sprache auf eine Kurzformel zu bringen.

Das Heilende kommt zu uns

Doch am Ende öffnen sich noch einmal die Türen. Die Abendmahlgaben von Brot und Wein werden nach der heiligen Handlung „hinter dem Vorhang“ zu den Gläubigen hinaus gebracht und ausgeteilt, so dass alle an dem Heil Teil gewinnen, die der Gottessohn uns durch sein Opfer am Kreuz errungen hat. Wenn sich das göttliche Heilsgeschehen auch verborgen vor unseren

Augen vollzieht und unserem Verstehen letztlich unzugänglich bleibt, so geschieht es doch für uns, und wir dürfen unsere Heilung zeichenhaft, doch wirklich in, mit und unter den Gaben des Sakraments empfangen. Damit geschieht nach dem kleinen und dem großen Einzug des Gottessohnes nun sein drittes, das sakramentale Kommen zu uns Menschen.

Zusammengefasst gesagt: In diesem Gottesdienst passiert etwas. Wir erleben das Kommen des Sohnes Gottes zu unserem Heil gleichsam aus der Nähe mit: im Hören der Worte der Heiligen Schrift, beim Betrachten seiner Passion und durch den Empfang der geheiligten Gaben von Brot und Wein. Wir werden durch unser Anschauen und Anbeten einbezogen in ein göttliches Geschehen, in das göttliche Handeln zu unserer Heilung. Das unbegreifliche Geheimnis unserer Erlösung aus „Sünden und Banden“, wie es in unserem Gesangbuch heißt, und aus „den gottlosen Bindungen dieser Welt“, wie die Worte der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 lauten, wird für uns gegenwärtig: Wir werden Zeugen, wir können Anteil nehmen; es kommt uns ganz nahe, es rückt uns gleichsam auf den Leib. Es wird mit uns heute gleichzeitig.

Unser Einstimmen in das Gottes Lob der anderen Welt

Ich muss hier auch noch einmal vom orthodoxen Kirchengesang sprechen, der mir als Student in Göttingen vor Jahrzehnten einen so großen Eindruck gemacht hat. Genau gesagt war es ein russischer orthodoxer Gottesdienst. Ich weiß noch genau, wie überwältigt ich war von der Stimmgewalt der klangvollen Harmonien, die den ganzen Raum füllten. Unsere Kirchenmusiker vom Fach würden freilich schnell mit ihrer Kritik zur Hand sein: Das sei doch pure Romantik, neunzehntes Jahrhundert, eine überholte musikalische Sprache, heute nicht mehr zeitgemäß. Das mag schon sein. Denn so heil und harmonisch, so erfüllt von schönen Klängen ist unsere Welt wirklich nicht, wie es hier zu hören ist, war sie freilich auch niemals zuvor. Aber im Gottesdienst geht es nicht um unsere Welt, die zerrissene und unheile, nicht nur oder gar ausschließlich jedenfalls, nicht um unsere Klagelieder vom menschlichen Elend, um die schrillen Töne unserer Dissonanzen. Denn in ihm soll etwas von Gottes Welt her hörbar werden, etwas aus der kommenden, der uns verheißenen, wenn wir in seinem Namen zusammen kommen: von dort, „wo kein Leid und Geschrei und Schmerz mehr sein wird“ und „alle Tränen von unseren Augen abgewischt“ sein werden, um an die Vision des Sehers Johannes zu erinnern (Offb 21,4). Betet doch auch Dietrich Bonhoeffer in dunkelster Zeit zu Neujahr 1945: „... so lass uns hören jenen vollen Klang der Welt, die unsichtbar sich um uns breitet, all deiner Kinder hohen Lobgesang!“ Insofern geht es im Gottesdienst um ein Stück Himmel auf Erden, um ein Vorauserleben einer heilen, geheilten Welt, die noch aussteht, die uns nur erst von ferne grüßt, die wir aber im Glauben an Gottes Wort mit unbeirrter Gewissheit erwarten.

Als die Abgesandten des Großfürsten Wladimir von der Kiewer Rus am Ende des neunten Jahrhunderts auf der Suche nach der wahren Religion für sein Volk und Reich nach Konstantinopel kamen und dort die göttliche Liturgie miterlebten, gewannen sie die unmittelbare Gewissheit, sie hier gefunden zu haben. Sie hatten sich zuvor schon im christlichen Abendland und bei den Juden, auch bei den Muslimen kundig gemacht. Doch nirgendwo war ihnen ein Gottesdienst begegnet, so überirdisch schön wie in der großen Kathedrale der Hagia Sophia. Sie haben ihren Eindruck – nach einem vorliegenden Bericht – mit den Worten wiedergegeben:

„Wir wissen nicht: Waren wir im Himmel oder auf der Erde; denn auf Erden gibt es einen solchen Anblick nicht oder eine solche Schönheit; und wir vermögen es nicht zu beschreiben. Nur das wissen wir, dass dort Gott bei den Menschen weilt.“ So kam es zur „Taufe Russlands“ am Strom des Dnjepr bei Kiew im Jahre 988.

Die Gemeinschaft mit der „oberen Schar“

Uns mag es im Protestantismus nicht mehr bewusst sein, dass wir im Gottesdienst der Kirche auf Erden bereits in Verbindung stehen mit der besseren Welt, aus der die Kräfte des Heils

zu uns kommen durch das Wort Gottes, das uns gepredigt wird, und die sakramentalen Gaben, die uns dargereicht werden. Es ist freilich ein alter biblischer Gedanke, dass die noch „kämpfende“ Kirche auf Erden und die „obere Schar“ der Vollendeten in der einen Liturgie der Gottesanbetung zusammen gehören, und dass wir schon jetzt mit unserem Singen und Beten hier unten mit dazu gehören in den himmlischen Gottesdienst dort droben, wo Christus als der Hohepriester für uns mit seinem Opfer und mit seiner Fürbitte vor dem Thron Gottes eintritt (Röm 8,34; Hebr.7,25; 1 Joh 2,1): er, der Geopferte und der sich Opfernde, wie es so prägnant im Cherubinischen Lobgesang des orthodoxen Gottesdienstes heißt.

So bin ich im Blick auf den Gottesdienst nachdenklich geworden und ins Fragen geraten. Er ist tatsächlich keine „Vortrags“-Veranstaltung mit liturgischer Umrahmung, selbst wenn es sich nur um einen evangelischen Predigtgottesdienst handelt. Er ist die Stätte eines geheimnisvollen Geschehens, die Art und Weise, wie Gott unter uns gegenwärtig wird, wo wir ihm lebendig begegnen. Insofern ist die Kirche wirklich ein „Gotteshaus“ und keine Stätte wie jede andere. Hier kommt Gott mit seinen Segenskräften zu uns in Wort und Sakrament. Wir werden von einer anderen Welt und ihren heilsamen Energien berührt. Dadurch kommen wir gleichsam auf den Weg der Besserung. Wir beginnen zu gesunden, denn wir werden zum Glauben angestiftet und zum Tun des Guten angesteckt. Mit einem Wort: Wir bekommen Anteil am Heil.

Das alles mag unserem evangelischen Gewohnheitsdenken befremdlich klingen. Doch gehört es durchaus zu unserer Glaubenstradition. Nur nehmen wir sie nicht mehr so ernst, wie sie es verdient. Wir kennen auch das Wort Jesu: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matth 18,20), das heute als Kanon in manchen unserer Gesangbücher steht, aus denen wir ja auch noch immer den Luthervers singen: „Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben“ (EG 362,4). Überhaupt gibt es für unser Gottesdienstverständnis vieles in unserem Gesangbuch wieder zu entdecken.

Das Lied von Gerhard Tersteegen „Gott ist gegenwärtig“ (EG 165) ist als Ganzes geradezu ein „Lehrstück“ von unserer gottesdienstlichen Begegnung mit den heiligen und heilenden Energien Gottes aus der anderen Welt, mit der wir zusammen sein Lob singen, wodurch es sogar zu einer „Einwohnung“ Gottes bei uns kommt.

Davon ist auch in dem Choral „Tut mir auf die schöne Pforte“ (EG 166) mit klaren Worten die Rede: „Ich bin, Herr, zu dir gekommen, komme du nun auch zu mir. Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier. Zieh in meinem Herzen ein, lass es deinen Tempel sein.“

Und von den heilenden Kräften des göttlichen Wortes heißt es in dem Lied „Herr, öffne mir die Herzenstür“ (EG 197,2) unvergleichlich schön: „Dein Wort bewegt des Herzens Grund, dein Wort macht Leib und Seel' gesund, dein Wort ist's, das mein Herz erfreut, dein Wort gibt Trost und Seligkeit.“

Unsere Meinung vom Gottesdienst und das Verhalten in unseren Gotteshäusern entsprechen dem leider allzu oft nicht mehr. Man hat zuweilen den Eindruck, als befände man sich eher in einem Vortragsaal oder in einer Konzerthalle. Es wäre ein unschätzbare Gewinn, wenn wir evangelischen Christen uns wieder auf unser eigentliches Gottesdienstverständnis besinnen und uns darin von den östlich-orthodoxen Kirchen anspornen lassen würden.

(2) Von der Gottese Erfahrung in der Geschichte der Kirche

Die christliche Kirche hat eine Geschichte, die nicht mit uns begonnen hat und nicht mit uns aufhört, die sich auch nicht allein im Horizont unserer gegenwärtigen Erfahrungen vollzieht. Wir heutigen Christen sind in einen Strom göttlichen Segens und menschlichen Glaubens hinein gestellt, der von Christus und seinen Aposteln her kommt, in dem nicht nur Irdisches geschieht, sondern in dem etwas „von oben herab“ wirksam wird, ein Walten des dreieinigen Gottes, in dieser Welt, mitten im Auf und Ab des Weltgeschehens, einem Samenkorn vergleichbar, mit dem Christus sich und seine Sendung selbst bezeichnet hat, ein Weizenkorn, das in die Erde der Weltgeschichte fällt und erstirbt, aber gerade so, und nur so, die ihm innewohnende, unsichtbare Lebenskraft zu einer ungeahnten reichen Entfaltung bringt, eben heilende, göttli-

che Segensmächte durch Jesu Tod und Auferstehung in der Geschichte, ununterbrochen.

Das ist eine andere Sicht der Kirchengeschichte, als wir sie gewöhnlich im Protestantismus haben. Wir kennen gleichsam nur zwei große, von Gott bewegte Zeiten in der Geschichte der Kirche, die Urkirche der Apostel und die Epoche der Reformation. Diese beiden Epochen haben für uns eine einmalige, überzeugende und maßgebliche Ausstrahlung. In ihnen stand das Evangelium – wie es uns scheinen will – in voller Kraft auf dem Leuchter. Auf diese Höhepunkte folgten jeweils Perioden des Niedergangs mit Abirrungen und Verformungen, was manche schon in den späteren Schriften des Neuen Testaments wahrzunehmen glauben, in denen „frühkatholische“ Züge erkennbar werden, wie man sie genannt hat. Aber man muss sich doch fragen, ob es je solche idealen Zeiten der Kirche gegeben hat. Gleichwohl ist unser evangelisches Bild von der Kirchengeschichte durch diese Bilder strahlender Anfänge und problematischer Fortsetzungen bestimmt, von Urzeit und Reformation und den dann jeweils folgenden Rückschritten und Abbrüchen. Die Kirche ist für uns in jedem Fall eine **ecclesia semper reformanda**, wie das bei uns gern und oft gesagt wird. So kommt es wohl auch dass wir kein allzu großes Vertrauen in die Kirche setzen.

Bei den Orthodoxen begegnete mir eine andere Sicht. Sie kennen unsere westliche Grunderfahrung der Reformation nicht. Für sie gibt es wohl geschichtliche Umbrüche, aber keinen – theologischen – Bruch in der Kirchengeschichte. Sie denken von einer festen und ununterbrochenen Kontinuität her. Die biblische Geschichte von einst geht gleichsam weiter, bis zu uns hin. Sie endet nicht mit dem Tod, der Auferstehung und der Himmelfahrt des Christus Jesus. Nicht ohne Bedacht folgt im Neuen Testament auf die Evangelien die Apostelgeschichte. An das Wirken des irdischen Jesus schließt sich sein Weiterwirken durch die „Kraft aus der Höhe“ (Lukas 24, 49) vom Himmel her an, auf dieser Erde, durch die Predigt der Apostel, die Bekehrung der Menschen zum Glauben und ihre Lebensgemeinschaft in der Kirche. Himmel und Erde, die Welt Gottes und die Welt der menschlichen Geschichte sind nicht so scharf getrennt, wie es uns erscheinen mag. Und auch der Tod der letzten Apostel bildet keine grundsätzliche Zäsur. Wie denn auch?! Immerhin findet die Segensgeschichte des Evangeliums mit ihren Wundern ihre Fortsetzung im Wirken ihrer unmittelbaren und aller weiteren Nachfolger durch die ganze Geschichte hin. Zunächst geschah sie nur in einem engen geographischen Umkreis, in Jerusalem, in ganz Judäa und in Samarien, dann aber weit darüber hinaus „bis an das – letzte – Ende der Erde“ (Apg. 1,8), das mit der Ankunft des Apostels Paulus in Rom noch längst nicht erreicht war.

Die Heilsgeschichte Gottes mit der Welt reicht bis in die Gegenwart

Überhaupt hat die Apostelgeschichte des Lukas ein völlig offenes Ende (Apg. 28, 30-31). Sie berichtet zwar, dass Paulus mit seiner Predigt bis in die damalige Welthauptstadt Rom gelangt war. Aber es wird uns nicht gesagt, wie weit er dort Glauben wecken kann. Nur dass er das Evangelium in aller Freiheit und Vollmacht im Zentrum der Macht verkündigen kann. Freilich ist deutlich zu spüren, dass damit kein Schlusspunkt erreicht ist. Es ist ein Ende, das auf Fortsetzung angelegt ist. Und wirklich geht ja die göttliche Einwirkung durch die Christuspredigt in der Geschichte dieser Welt weiter, über die apostolische Zeit hinaus durch alle Epochen bis in unsere Tage. Darum ist für das Kirchenverständnis der östlich-orthodoxen Kirchen – wie übrigens auch für die römisch-katholische und für die uns nahe stehende anglikanische Kirche – die so genannte apostolische Sukzession so wichtig. Damit ist die ununterbrochene Weiterführung der Evangeliums Verkündigung der Apostel durch ihre Nachfolger in den Ämtern der Kirche gemeint, symbolisiert in der Bevollmächtigung durch die bischöfliche Handauflegung bei der Ordination. So wird der kirchliche Dienst von Person zu Person durch die Zeiten weitergegeben, von einer Generation zur anderen. Diese Kette der beauftragten Amtsträger für die Verkündigung des Evangeliums bringt den unbeirrten Glauben an das göttliche Weiterwirken in der Sendung der Kirche zu allen Zeiten auf einen klaren Punkt. Durch diesen festen historischen Anschluss an das Wirken der Apostel gewinnt der Dienst der Kirche durch Wort und Sakrament seine ganze göttliche Kraft und Vollmacht. Da ist kein theologischer Bruch, keine Unterbrechung.

Von dieser Überzeugung vom fortgesetzten göttlichen Walten in der Kirchengeschichte her darf es uns nicht verwundern, dass die östliche Orthodoxie ein solches geschichtliches Gotteshandeln völlig unbefangen in der Hinwendung des Kaisers Konstantin (etwa 285–337) zum christlichen Glauben am Anfang des vierten Jahrhunderts sieht. Diese unerwartete, historisch bedeutsame Wende gehört für die orthodoxe Sicht gleichsam in die göttliche Heilsgeschichte hinein.

Die konstantinische Chance der Kirche

Das mag uns unzulässig vorkommen und theologisch problematisch erscheinen. Doch können auch wir nicht leugnen, dass sich damit etwas höchst Providentielles ereignet hat, wie wir ja im Grunde als Protestanten auch davon ausgehen, dass die Reformation des 16. Jahrhunderts mehr war als ein bloß profanes, innerweltliches Geschehen. Sie hat für uns eine theologische Relevanz. So denn auch die konstantinische Wende! Die bis dahin illegale christliche Kirche, die öffentlich nicht anerkannt und immer wieder Verleumdungen und Verfolgungen ausgesetzt war, konnte darin nur eine göttliche Fügung zum Guten erkennen. Man muss nicht gleich mit dem zeitgenössischen Bischof Eusebios von Caesarea (etwa 260–339), dem Verfasser der ersten Kirchengeschichte und dem Biographen Konstantins, in den allerhöchsten Lobestönen davon reden. Aber von einem „konstantinischen Sündenfall“ der Kirche sollte man auch nicht ohne weiteres sprechen. Es war viel mehr eine große Gelegenheit, die „konstantinische Chance“, vielleicht heute vergleichbar mit der politischen Wende von 1989/90 für die Kirchen in der Sowjetunion und in den anderen Ländern mit atheistischer Staatsideologie in Europa.

Hätte die Kirche eine solche geschichtliche Chance für den christlichen Glauben etwa ausschlagen sollen, wie sie ihr von Kaiser Konstantin damals geboten wurde? Diese Frage ist natürlich müßig. Sie konnte gar nicht anders, als sie zu ergreifen, wollte sie ihrer geschichtlichen Berufung nicht untreu werden, die ihr anvertraute Christusbotschaft in allen Lebensbereichen zur Geltung zu bringen. Kirchengeschichtlich bedeutete die konstantinische Wende für die christliche Kirche immerhin dreierlei:

- die ersehnte Freiheit von allen Verfolgungen und eine öffentliche Rechtssicherheit;
- die benötigte Klärung der strittigen theologischen Fragen auf dem Konzil von Nizäa im Jahre 325 durch das dort beschlossene Glaubensbekenntnis von bis heute ökumenischem Rang;
- den Freiraum zur Entfaltung ihrer moralischen Kräfte zur Erneuerung des gesellschaftlichen Zusammenlebens, was wohl von Konstantin am stärksten erhofft wurde.

Wenn das keine Chance war!

Gottes Bewahrung in allen Wirrungen der Kirchengeschichte

Nicht, dass nun alles ideal wie im Bilderbuch verlaufen wäre! O, nein! Die alte Kirchengeschichte nach der großen Wende durch Konstantin ist voll von Kämpfen und Krisen, von Irrungen und Wirrungen, von Intrigen und Skandalen. Immer wieder war der rechte Glaube in Gefahr, und im Leben der Kirche zeigten sich bald genügend Missstände, denen kaum beizukommen war. Das alles riss auch später nicht ab, und einer von den Kirchenkritikern unserer Tage, der 1924 geborene Karlheinz Deschner, hat es fertig gebracht, eine vielbändige Kriminalgeschichte des Christentums zu schreiben, gewiss recht einseitig und bewusst negativ, aber deswegen nicht unwahr. Es gibt freilich auch die andere, überraschend positive Erfahrung von der göttlichen Treue und Führung in der Geschichte der Kirche und von der Bewahrung des Evangeliums durch alle Irrtümer und Verkehrtheiten hindurch seitens der Menschen in ihr.

Mir scheint, dass die geschichtliche Grunderfahrung der östlich-orthodoxen Kirchen nicht in erster Linie von den beiden Leitgedanken des ständig lauernden Niedergangs und der immer wieder notwendigen Reformation bestimmt ist, sondern von der tiefen Überzeugung eines göttlichen Waltens, einer wunderbaren Bewahrung durch alle Wechselfälle der Geschichte.

Auch die orthodoxen Kirchen haben eine Fülle von Krisen und Katastrophen durchstehen müssen, Verfolgungen, Fremdherrschaft und Unterdrückung. Da waren zunächst die Irrlehren der alten Zeit und die kaiserlichen Ein- und Übergriffe in ihr Leben. Dann stürmte der Islam über sie hinweg, sie gerieten unter die Zwangsherrschaft der Tataren und der Osmanen. Zuletzt traf sie – in Russland – die absolutistische Selbstherrschaft der Zaren und die atheistische Sowjetmacht mit ihrem Vernichtungswillen gegenüber allem Religiösen. Und nun, nach deren Ende, sind sie dem irritierenden Wind der westlichen Freiheit ausgesetzt, mit dem auch das rationalistische Denken, der freizügige Liberalismus und der Agnostizismus der modernen Wissenschaft in ihrem Umfeld um sich greift und so die Tradition des alten Glaubens in Zweifel zieht sowie die herkömmliche Kirchlichkeit in Frage stellt. Wir haben uns im „christlichen Abendland“ zwar seit mehr als zwei Jahrhunderten an diese Stürme der Anfechtungen und Traditionsabbrüche gewöhnen müssen. Ob wir aber mit unserer heutigen Weise des Glaubens und des kirchlichen Lebens die richtigen Antworten auf diese in Fragestellungen gegeben haben, mag man ernsthaft hinterfragen. Das muss sich erst noch erweisen.

Kirche des Bewahrens und Bewährens

Was ich sagen will, ist dies: Für die östliche Orthodoxie hat sich von Anfang immer wieder die Notwendigkeit ergeben, das Alte, das angeblich Veraltete, gegen das Neue, das vielleicht Zeitgemäßere, festzuhalten, zu verteidigen und hochzuhalten. So zuletzt auch in der Zeit der Sowjetherrschaft in Osteuropa nach 1917 und 1945. Die Kirche musste sich um ihres physischen Überlebens willen zwar mit der Staatsmacht arrangieren, hat aber ideologisch in ihrer Glaubenslehre mit ihr in keiner Weise paktiert. Bei aller politischen Anpassung hat sie sich gegen die „atheistischen“ Zumutungen mit ihrem unbeirrten Gottesdienst und mit einem strengen Traditionalismus in der theologischen Lehre zur Wehr gesetzt. So hat beispielsweise die Russische Orthodoxe Kirche in ihrer tiefen Anfechtung nach der Revolution von 1917 die „Neuerer“ aus ihren Reihen verbannt, die eine „Reform“ in Lehre und Leben anstrebten. Aus ihrer besonderen kirchengeschichtlichen Grunderfahrung heraus ist sie dem strikten Gebot des Bewahrens gefolgt und hat auf die Zusage der göttlichen Bewahrung vertraut. Bewahrung der alten Tradition und ihre Bewährung gegen alle Trends der Zeit – so könnte man es auf eine kurze Formel bringen.

Es macht nachdenklich, einem solchen kirchengeschichtlichen Selbstbewusstsein zu begegnen: einer Kirche, die das historische Geschehen einer Reformation mit seiner bleibend traumatischen Nachwirkung nicht kennt, die sich dagegen in einer ununterbrochenen, ungebrochenen und geschichtlich verbürgten Gemeinschaft mit den apostolischen Anfängen weiß, einer Kirche mit einem gesamtkirchlichen Selbstverständnis, mit einer Kontinuität durch die ganze Geschichte hindurch, gleichsam bruchlos, dank des Festhaltens am Alten, an der Tradition, dank der göttlichen Bewahrung. Hier fängt die „wahre“ Kirche nicht erst mit dem Thesenanschlag Martin Luthers im Jahre 1517 an, und der Reformator ist nicht – wie man zuweilen bei uns den Eindruck gewinnen kann – der fast alleinige, jedenfalls übermächtige Kirchenvater, dessen Wort als beachtenswert gilt.

Wie soll ich meine Nachdenklichkeit in Worte fassen?! Ich möchte nicht falsch verstanden werden, wenn ich sage: Unser kirchliches Bewusstsein im Protestantismus sollte sich ein Stück weit aus der theologischen und historischen Fixierung auf die Reformation frei machen. Wir müssen den Anschluss an ein christliches Denken und Handeln im gesamtgeschichtlichen Kontext der Kirche von den apostolischen Ursprüngen her wieder finden. Warum sollte denn etwa das Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel der Jahre 325/381 als ein Zeichen dafür nicht wieder stärker in unseren evangelischen Gottesdiensten heimisch werden?!

(3) Vom Glauben in der Kirche und mit der Kirche

Unser Glaube an den Christus Jesus, den Sohn Gottes, unseren Herrn, muss zwar persönlich werden, von mir selbst bejaht und verstanden, aber er ist deswegen doch nicht mein persönli-

cher Glaube, sondern er ist der Glaube der Kirche, nicht eigentlich der Glaube „meiner“ Kirche, sondern der Kirche Gottes durch die Zeiten hindurch. Anders gesagt: Wir Christen glauben an den dreieinigen Gott in der Kirche, mit der Kirche, durch die Kirche, nicht abseits von ihr, auch nicht in Distanz zu ihr, erst recht nicht gegen sie.

Was mir je länger desto stärker bei den Orthodoxen aufgefallen ist, möchte ich die Kirchlichkeit ihres Glaubens und des Christentums überhaupt nennen. Es ist ein christliches Glauben mit den anderen zusammen: in der Kirche, ein Glauben in der Gemeinschaft der Kirche.

Das ist für einen Protestanten höchst erstaunlich und vielleicht auch irritierend, auf jeden Fall aber gewöhnungsbedürftig. Denn viele unter den evangelischen Christen meinen, auch ohne die Kirche glauben zu können, auf Abstand zu ihr. Sie wollen auch dann noch „gute Christen“ bleiben, wenn sie aus der Kirche ausgetreten sind, vielleicht sogar noch bessere als die, welche „immer nur zur Kirche laufen“, wie man gern sagt. Und selbst unter denen, die sich als treue Mitglieder unserer Kirche verstehen, die sich in ihr engagieren und in ihr arbeiten, gibt es manche, die sich darin gefallen, sich wenig wohlwollend über die Kirche zu äußern und sich sogar über sie zu mokieren. Zuweilen wird auch unter Pastoren und Theologen mit wenig Liebe und Achtung von der Kirche gesprochen. Das tut weh; es kann nicht recht sein und muss uns alarmieren. Es zeigt einen Mangel an dem Sinn für das an, was ich die – wesentliche – Kirchlichkeit unseres Glaubens genannt habe.

Ist denn der christliche Glaube eine Leistung von Einzelnen?

Die Orthodoxen nehmen am evangelischen Christentum einen ausgeprägten Individualismus wahr, und zudem eine starke Innerlichkeit. In der Tat ist der christliche Glaube im evangelischen Verständnis zu einer höchst persönlichen, tief innerlichen Sache geworden, zu einer Angelegenheit unseres Herzens. Für manche stellt er sich dann dazu noch auch als eine schwierige intellektuelle Leistung dar, mit der viele denkerisch wache Protestanten nicht mehr zurecht kommen, weil sie beispielsweise einige Sätze in dem überlieferten Glaubensbekenntnis nicht mehr nachvollziehen können. Andere schrecken dagegen vor den hohen ethischen Ansprüchen zurück, wie sie etwa in der Bergpredigt zum Ausdruck kommen, aber nicht nur dort, denen sie nicht genügen zu können meinen oder es nicht wollen. So kann unser protestantisches Denken vom christlichen Glauben als einer höchst persönlichen Einzelleistung, ja als einer gleichsam menschlichen Hochleistung, zur Resignation oder sogar zur Verzweiflung führen, weil man sich am Ende den notwendigen denkerischen oder ethischen Anforderungen nicht gewachsen fühlt und sich innerlich abwendet. Oder man begnügt sich eben mit einer durchschnittlichen Religiosität.

Vielfach bleibt vom Christentum letztlich nur ein allgemeiner Gottesglaube übrig, vage und unbestimmt, zu dem man die Kirche wirklich nicht mehr braucht, ein Gottesglaube ohne Lobgesang und ohne den aufmerksamen Dialog mit der Bibel. Die Lebensführung mag durchaus noch christlich geprägt sein, durch eine Ethik durchaus gewissenhafter menschlicher Rechlichkeit, für die man in der vorigen Generation die Schlagworte gefunden hat: „Tue Recht und scheue niemand“. Es ist der viel berufene „Ritter ohne Furcht und Tadel“, der hier Pate steht. Das ist durchaus nicht verkehrt, es hat sogar sehr vieles für sich. Doch ist man damit auch anfällig für den Wandel der Werte und für die Einflüsse des Zeitgeistes. Das wache, selbstkritische Fragen nach Gottes Willen lässt am Ende nach.

Christentum als ein kirchliches „Mithristentum“

Wenn der christliche Glaube des Einzelnen lebendig bleiben soll, braucht er den Rückhalt in der Gemeinschaft mit den anderen, die auch glauben. Er muss immer wieder aus einer Kraftquelle schöpfen, aus dem Gottesdienst und aus der Lehre der Kirche, aus ihrer Gemeinschaft. Es gibt letzten Endes kein Einzelchristentum. Wie wir Menschen nur wirklich Menschen sind, wenn wir es als Mitmenschen sind, so müssen wir uns auch als Christen im Sinne von „Mithristen“ verstehen lernen. Christentum ist seinem Wesen nach „Mithristentum“, wie ich es nennen

möchte: ein Glauben und ein Christsein mit anderen zusammen, in der Gemeinschaft der Kirche. In diesem Sinne spreche ich von der „Kirchlichkeit“ des Christentums und des christlichen Glaubens, von ihrer kirchlichen Verfasstheit. Das gilt übrigens auch von der Rechtfertigung des Menschen allein durch den Glauben, von diesem Ursprungs- und Kerngeschehen der „Christwerdung“ des Menschen im Horizont protestantischen Denkens. Diese Rechtfertigung ist zwar ein höchst persönlicher Vorgang, der aber doch nicht einfach „irgendwo zwischen Himmel und Erde“ oder ganz allein tief verborgen im Inneren unseres Selbst geschieht, in der Einsamkeit zwischen Mensch und Gott. Vielmehr vollzieht sich dieses Geschehen der „Geburt“ des Christen in uns sehr konkret verortet im Raum der Kirche, durch das Hören auf das gepredigte Wort Gottes, im Empfang der heiligen Taufe und in der Beichte, und in der Feier des heiligen Abendmahls.

Und wenn wir des Weiteren im Glauben bleiben, wenn wir seiner froh und auf die Dauer gewiss werden wollen, brauchen wir die lebendige Teilnahme am gottesdienstlichen Leben der Kirche, das Mitsingen ihrer Lieder, die manchmal die bessere Predigt sind, das immer neue Hören auf die Worte der Heiligen Schrift, die gelesen und ausgelegt werden, das Mitbeten für das Heil und Wohl der anderen, in der Nähe und in der Ferne. Von der persönlich erfahrenen Gemeinschaft der Glaubenden geht eine tragende und tröstende Kraft für unseren eigenen, oft angefochtenen Glauben aus. Wo wir schwach sind, sind andere mit ihrer Glaubenskraft neben uns für uns da und stützen uns. Unser Kleinglaube vermag sich in der Gottesgewissheit einer Schwester oder eines Bruders bergen; und wo wir selbst klare Überzeugungen haben, werden wir anderen eine Hilfe und ein Ansporn zur Klarheit werden. So greift eines ins andere: Wir tragen die Anfechtungen, Zweifel und Lasten gemeinsam, und wir werden durch Herzensfrömmigkeit und die Klarheit des Glaubens unserer Mitchristen erfreut und gestärkt. In jedem Fall gewinnen wir Teil am Glaubensreichtum der Kirche, den wir in seiner Fülle gar nicht persönlich haben müssen. Wir sind ein Glied in der großen Gemeinschaft des Glaubens. Wo wir fallen oder fehlen mögen, gibt es die anderen, die dafür stehen und standhalten, die unsere Mängel ausgleichen und wettmachen. So gilt denn auch hier: Geteilter Glaube ist doppelter Glaube.

Kirche als ein gemeinschaftliches Teilhaben der Christen am Glauben

Diese Gedanken von einer solidarischen Glaubensgemeinschaft in der Kirche hat auch unser Reformator Martin Luther in seiner Schrift über „Das hochwürdige Sakrament des heiligen wahren Leibes Christi“ aus dem Jahre 1519 zum Ausdruck gebracht. Er schreibt über die im Heiligen Abendmahl geschenkte und erfahrene „Gemeinschaft der Heiligen“: „dass Christus mit allen Heiligen ein geistlicher Leib ist, wie das Volk einer Stadt eine Gemeinde und Körperschaft bildet, wobei jeder Bürger ein Glied des anderen und der ganzen Stadt ist. ...Es ist wie in einer Stadt, in der jeder Bürger gemeinsam Anteil bekommt an dieser Stadt: an ihrem Namen, Ehre, Freiheit, Handel, Brauch, Sitten, Hilfe, Beistand, Schutz und dergleichen, und umgekehrt an allen Gefahren, Feuer, Wasser, Feinden, Epidemien, Schadenfällen, Umlagen und dergleichen ... Du streitest nicht allein, große Hilfe und Beistand ist um dich ... Christus und alle Heiligen treten zu dir mit allen ihren Tugenden, Leiden und Gnaden, um mit dir zu leben, zu tun und zu lassen, zu leiden und zu sterben, sie wollen ganz dein sein, alle Dinge mit dir gemeinsam haben ...“

Dass der gläubige Christ in die Kirche gehört, in die Gemeinschaft der Gläubigen, weiß also auch die Tradition der evangelischen Kirche. Freilich ist es uns nicht mehr so selbstverständlich bewusst, dass unser Christentum ein gemeinschaftliches Christentum ist: kirchliches und gottesdienstliches Christentum im besten Sinn des Wortes. Dabei finden sich in unserem Gesangbuch die schönsten Zeugnisse dafür, schlagende Beweise, bezeichnender Weise gerade in den Liedern aus dem Umkreis des klassischen Pietismus. Bekanntlich hat einer seiner einflussreichsten Vertreter, der sächsische Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (1700-1760) den oft zitierten Satz geprägt: „Ich statuier kein Christentum ohne Gemeinschaft“. Diese Gemeinschaftlichkeit des Christentums hat er in einem seiner Lieder auf den Punkt gebracht, in dem wir eine höchst praktische Lehre von der Kirche finden: „Wir woll'n uns gerne wagen in unsern Tagen der Ruhe abzusagen, die's Tun vergisst“ (EG 254, Vers 3):

*„Wir sind nicht einsam geblieben, wir woll'n uns üben
mit größer'n Gnadentrieben als eins allein.
Wir sind am Stamm geblieben der Kreuzgemein.
Drum gilt's gemeinsam lieben, sich mit betrüben
und unsere Lasten schieben, die Christi sein.“*

Hier wäre auch der von ihm gedichtete Choral „Herz und Herz vereint zusammen“ (EG 251) zu nennen, sowie das Lied von Gerhard Tersteegen (1697–1769) „Jesu, der du bist alleine Haupt und König der Gemeine“ (EG 252), geradezu von bezaubernder kirchlicher Innigkeit. Von dem schwäbischen Regierungsrat Friedrich Konrad Hiller (1651–1726) finden wir im Gesangbuch ein kraftvolles Lied „Ich lobe dich von ganzer Seelen“ (EG 250), das eine Strophe enthält, welche die „Kirchlichkeit“ und die „Gottesdienstlichkeit“ des christlichen Glaubens kernig und geradezu ökumenisch in eine einprägsame Kurzform bringt:

*„Du, Gott, hast dir aus vielen Zungen der Völker eine Kirch' gemacht,
darin dein Lob dir wird gesungen in einer wunderschönen Pracht,
die sämtlich unter Christus stehen als ihrem königlichen Haupt
und in Gemeinschaft dies begehren, was jeder Christ von Herzen glaubt.“*

Knapper und zugleich umfassender kann man es nicht sagen, nur dass es uns Protestanten heute im Allgemeinen nicht mehr so selbstverständlich im Herzen wohnt, wie es sich gehört. Es gibt bei uns vielleicht mehr Kritik an der Kirche als Liebe zu ihr. Man sagt zwar gern, man distanzieren sich nur von der „Amtskirche“, als ob es denn wirklich noch über ihr hinaus oder neben ihr eine andere gäbe. Man trifft letzten Endes doch nur die eine Kirche, die „unsere Mutter“ ist, wie unsere Reformatoren Luther und Calvin durchaus unbefangen aus Überzeugung in gut „katholischer“ Weise sagen konnten. Auch Dietrich Bonhoeffer vermochte in seinem Buch „Nachfolge“ mit Nachdruck und voller theologischer Überzeugung zu schreiben:

„Es gibt keine Gemeinschaft mit Christus, es sei denn in der Gemeinschaft mit seinem Leibe, in dem wir alle angenommen sind, in dem allein unser Heil liegt“;

und:

„Ein neuer Mensch werden heißt in die Gemeinde kommen.“

Was mich also nachdenklich – und am Ende auch etwas wehmütig – gemacht hat, ist die Beobachtung, wie sehr die Orthodoxen an ihrer Kirche hängen, wie sehr sie sie lieben und ehren. Sie ist schließlich der Geburtsort unseres christlichen Glaubens, in ihr liegt die Quelle seiner Kraft und Lebendigkeit. Ohne die Kirche gäbe es auch unseren persönlichen Glauben nicht. Wir müssen zwar nicht alles persönlich glauben, wir können aber alles in und mit der Kirche glauben. Wir stehen in einer Gemeinschaft des Glaubens von Jahrhunderten. Da sind viele vor uns und neben uns und nach uns, die für uns mit glauben. Welche eine Entlastung!

(4) Von der Ehrfurcht vor der Dimension des Heiligen

Es gibt besondere Dinge, Räume und Handlungen in unserer Welt, die Gott in Anspruch nimmt, um uns zu begegnen und uns zu segnen. Man hat sie von alters her als ausgesondert erfahren, als etwas Besonderes, als heilig, was genau das besagt, und daher auch so genannt. In unserer heutigen Zeit mit ihrer starken Verweltlichung ist der Sinn für dieses Besondere schwach geworden, wenn nicht geschwunden. Ihr scheint nichts mehr heilig zu sein, obwohl sich der Sprachgebrauch noch erhalten hat. Man kann diese Tendenz zum säkularen Denken auch in unserer evangelischen Kirche beobachten. Es ist sogar von ihrer „Selbstsäkularisierung“ die Rede. Diese Entwicklung gereicht ihr nicht nur zum Schaden, sondern sie ist auch von der Sache her nicht gut und richtig. Denn „die Leute“ wissen, dass es das Heilige gibt. Wir aber laufen mit einer Anpassung an die säkulare Welt Gefahr, das Besondere auch unseres evangelischen Christenglaubens und der Kirche überhaupt zu verkennen und aus dem Bewusstsein zu tilgen. Denn auch wir schöpfen unsere Kraft aus dem Hören auf die „heilige Schrift“, empfangen die „heilige“ Taufe und feiern das „heilige“ Abendmahl. Wir glauben an den „heiligen Geist“. Es ist

wichtig, dass wir das Gespür für das Heilige bewahren und, wenn nötig, wieder gewinnen und dass wir ihm gegenüber die gebührende Ehrfurcht erweisen.

Evangelisches Christentum ist bekanntermaßen geprägt durch das Lesen und Hören der Heiligen Schrift, nicht nur in den Gottesdiensten, sondern auch sonst, persönlich, in unseren Häusern und Familien. Man muss es von seinem Selbstbewusstsein her ein Bibelchristentum nennen, wohl weit über das hinaus, was auch in anderen Kirchen zu beobachten ist, in denen die Heilige Schrift gehört, geehrt und geliebt wird. Aber einem evangelischen Christen liegt ganz besonders am täglichen Umgang mit der Bibel, sei es durch das eigene Bibelstudium, sei es durch das Lesen von Andachtsbüchern, von denen die Herrnhuter Losungen wohl zu den knappsten und gebräuchlichsten zählen. Um mit den Psalmbetern zu sprechen, gehören evangelische Christen zu denen, die „Lust am Gesetz des Herrn haben und sinnen über seinem Gesetz Tag und Nacht“ (Psalm 1, 2); und der Spruch „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege“ (Psalm 119,105) wird ja nicht nur häufig bei uns zitiert, sondern bringt auch unseren Bibelglauben auf einen klaren Punkt.

Die Heilige Schrift als das besondere Buch

Noch gut weiß ich, als mir blitzartig zum Bewusstsein kam, wie wichtig für uns das Bibellesen ist. Auf einer Tagung in der Mainzer katholischen Akademie „Erbacher Hof“ sagte ihr Leiter, Prälat Walter Seidel, ein entschiedener Ökumeniker, vor Jahren in einer Aussprache über die Eigenart der verschiedenen Konfessionen, er könne sich keinen Tag vorstellen, ohne dass er die heilige Eucharistie gefeiert hätte. Mir schoss dabei durch den Kopf, dass ich das von mir nun wirklich so nicht sagen könne, nicht nur weil es bei mir nicht der Fall ist, sondern weil es auch meinem Glauben nicht entspricht. Doch wurde mir zugleich bewusst, dass es für mich keinen rechten Tag gäbe, ohne dass ich für mich in der Bibel gelesen habe. *Nulla dies sine linea* – keinen Tag ohne eine Zeile der Heiligen Schrift. Das ist evangelisch gedacht und praktiziert. So heilig, so „besonders“ ist uns die Bibel oder sollte es jedenfalls sein!

Für die orthodoxen Christen ist die Bibel freilich kein eigentlich „privates“, vielmehr ein gottesdienstliches Buch. Sie hat ihren Platz in der Kirche und wird im Kontext der Heiligen Liturgie gelesen und gehört. Es gibt ja neben dem „persönlichen“ Lesen und Verstehen der Heiligen Schrift im „Kämmerlein“ und dem wissenschaftlich-forschenden Umgang mit ihr in den Hörsälen unserer Universitäten auch das kirchliche Lesen, Hören und Auslegen ihrer Worte, wie ja auch wir es von unseren Gottesdiensten her kennen mit ihren biblischen Lesungen am Pult und der Predigt von der Kanzel. Man hört an einem solchen besonderen Ort und in einem derartigen „heiligen“ Rahmen vieles anders und zuweilen ganz neu, je nach dem Anlass, nach der eigenen Bestimmtheit, den Umständen oder dem Fest im Kirchenjahr.

Gottesdienstlicher Umgang mit der Bibel

So gibt es eine vielfältige Weise des Umgangs mit dem Bibelwort, die persönliche, die gottesdienstliche und die akademische. Ich habe einmal mit Staunen erlebt, wie die beiden eben genannten Auslegungsweisen auf einander trafen und sich zusammen reimten, was nicht immer der Fall ist. Es war im Mai 1988 im Dialog mit der rumänischen orthodoxen Kirche im Kloster Kirchberg. Das Thema war der Psalm 130, ausgelegt von einem evangelischen und einem orthodoxen Theologieprofessor. Der eine benutzte die historisch-kritische Methode, der andere verstand den Psalm von seinem Ort im Gottesdienst her; der eine ging eher wissenschaftlich-analysierend an den Bibeltext heran, der andere liturgisch-ehrfürchtig. Und das Verblüffende war, dass beide Auslegungen sich wunderbar ergänzten, in diesem Fall. Das lag zweifellos auch an den beiden Persönlichkeiten, welche über den Psalm sprachen.

Doch habe ich auch mit einer gewissen Fassungslosigkeit das Andere erlebt. Bei einem unserer theologischen Dialoge mit dem Ökumenischen Patriarchat von Konstantinopel – es war 1975 in der Evangelischen Sozialakademie in Friedewald – ging es um das Abendmahlsverständnis. Der Vertreter unserer akademischen Theologie ging mit den heiligen Worten – für

die orthodoxen Gesprächspartner völlig ungewohnt – dermaßen kritisch-respektlos um, dass sie erschrocken, ja konsterniert waren. Ihnen fehlte bei dieser Art der „kalten“ Wissenschaft jede Ehrfurcht vor dem Bibeltext. Damals herrschte bei manchen in unseren Reihen die Überzeugung vor, man müsse den Orthodoxen einmal zeigen, was die rechte Bibelauslegung ist, nämlich wissenschaftlich, historisch und kritisch, sozusagen wie man jedes andere Buch liest und erforscht, nicht traditionell-kirchlich, nicht unantastbar heilig, wie ich es einmal ausdrücken möchte. Ich werde den Schock nie vergessen, den ich bei ihnen wahrnahm, und ich fragte mich, ob wir mit unserer rein akademischen Umgangsweise, der nichts mehr heilig ist, den biblischen Texten wirklich gerecht werden. Da stand die Frage im Raum: Ja, wie heilig ist uns die Heilige Schrift eigentlich?!

Der Kirchenraum als eine Ehrfurcht gebietende Stätte

So wird man auf einmal nachdenklich, wie wir es in der evangelischen Kirche mit der Ehrfurcht halten, mit der Ehrfurcht vor dem Besonderen, vor dem Heiligen. Ist denn die Bibel wirklich ein Buch wie jedes andere? Man wird ihrem Geheimnis jedenfalls mit einem nur „wissend-zugreifenden“ Lesen nicht auf die Spur kommen. Und der gottesdienstliche Raum unserer Kirchen: Ist er nur ein anders gebauter Versammlungssaal? Können wir ihn betreten wie jeden anderen profanen Ort auch? Schon die Gewohnheit, dass auch wir unsere Kirchen „weihen“, also einem bestimmten Zweck widmen, für den wir ihn aussondern und vor allen anderen auszeichnen, macht ihn zu einer besonderen Stätte. Tatsächlich „heiligen“ wir ihn, wir geben ihm die Bestimmung, dem Gottesdienst zu dienen, der Anrufung, Anbetung und Ausrufung Gottes unter uns. Es ist ein Ort mit einer besonderen, einzigartigen Verheißung, in der Zuversicht gebaut, dass wir in ihm Gott begegnen, dass wir ihn hier erwarten dürfen; also ein einzigartiger Ort auf Erden, wo nicht Menschen gerühmt – oder auch kritisiert – werden, sondern wo das Gotteslob erklingt, wo „seine Ehre wohnt“ (Psalm 26,8), wo Menschen nicht vergeblich Trost und Heil suchen, wo sie „Ruhe finden“ für ihre Seelen (Matth.11,29). Das alles macht ihn zu einem Ehrfurcht gebietenden Raum, nicht an und für sich, wohl aber kraft der göttlichen Verheißung, die wir mit ihm verbinden, an die doch auch wir glauben, mit der wir aber wieder ernster rechnen müssen.

Das Geheimnis des heiligen Abendmahls

Wenn wir das heilige Abendmahl feiern, werden die geheiligten Gaben von Brot und Wein an uns ausgeteilt, „geheiligt“, weil sie von uns ausgesondert worden sind, damit sie zum Zeichen und Unterpfand der Gegenwart des auferstandenen Christus unter uns werden. Über ihnen ist gebetet und sind die Einsetzungsworte des Herrn gesprochen worden. Das ist ihre besondere Auszeichnung vor allem anderen Brot und Wein. Ob wir das nun eine Segnung, eine Weihe oder eine Wandlung nennen, sei dahin gestellt und soll durchaus ein leidenschaftliches theologisches Diskussionsthema bleiben. In jedem Fall handelt es sich um ein Geheimnis, das uns Ehrfurcht gebietet. Denn wir haben die irdischen Elemente, „Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit“, in den Dienst des Wortes Gottes gegeben, für den sie dadurch geheiligt worden sind. Sie sind nicht mehr bloßes Brot und einfacher Wein, sondern wir empfangen kraft der über ihnen gesprochenen Gottesworte „Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit“, wie Martin Luther es in seinem kleinen Katechismus sagt. Sie sind für uns zum Brot des Lebens und zum Kelch des Heils geworden. Für frühere Generationen in unserer evangelischen Kirche war das so gewichtig und Ehrfurcht gebietend, dass man beim Abendmahlsempfang ähnlich wie im orthodoxen Gottesdienst ein Vorhaltetuch benutzte, damit ja nichts von der heiligen Speise verloren ging oder auf die Erde fiel.

Das mag uns heute antiquiert und übertrieben vorkommen, aber die Frage stellt sich doch auch für uns: Wie halten wir es mit den Abendmahlsgaben? Wie „heilig“ sind sie uns? Wie gehen wir mit ihnen um? Wie zeigen wir – uns und anderen, dass wir im heiligen Abendmahl „die Gegenwart des auferstandenen Herrn unter uns“ bekennen? So lauten doch die Worte in der Leuenberger Konkordie von 1973, dem theologischen Einigungsbekanntnis der reformato-

rischen Kirchen in Europa und Südamerika, durch das sie ihre traditionellen Lehrstreitigkeiten beigelegt haben und sagen, was sie bei allen bleibenden Besonderheiten gemeinsam glauben.

Die geheiligten Gaben des Sakraments

Es ist für unser protestantisches Denken sicher ungewohnt, kann aber deswegen doch nicht bestritten werden, wenn wir davon ausgehen, dass in der Feier des heiligen Mahles etwas „von oben her“ geschieht, dass wir „in, mit und unter“ Brot und Wein, wie die alte theologische Formel lautet, nicht nur etwas Irdisches empfangen und erfahren, sondern wirklich etwas Heiliges und Himmlisches, was nicht einfach „von dieser Welt“ ist. Es ist nicht zu erklären, aber dennoch wahr, wenn wir die heiligen Worte ernst nehmen, die über den Abendmahls Gaben gesprochen werden. Darum muss es auch um „einen angemessenen Umgang mit den nach der Feier übrig gebliebenen Gaben“ gehen, wie es die Evangelische Kirche in Deutschland und das Bistum der Altkatholiken in Deutschland in ihrer „Vereinbarung über eine gastweise Einladung zur Teilnahme an der Feier der Eucharistie“ vom März 1985 ausdrücken und für geboten halten.

In unserem gottesdienstlichen Glaubensbekenntnis stimmen wir jeden Sonntag in die Worte von der „heiligen christlichen Kirche“ ein, in den Glauben an „die Gemeinschaft der Heiligen“. Damit ist freilich streng genommen nicht eine Gemeinschaft von heiligen Menschen gemeint, von fehlerlosen und einwandfreien Christen, die es in dieser Welt auch nicht gibt. Der lateinische Ausdruck lautet hier: **communio sanctorum**, und das kann grammatisch genauso gut und sachlich viel richtiger heißen: die Gemeinschaft an den „heiligen Dingen“, an den „**sancta**“, an den Gaben, die uns von Gott gegeben werden, an Gottes heiligem Wort und den heiligen Sakramenten. So dass sich die wunderbare Bedeutung ergibt: dass wir in der Gemeinschaft der Kirche den Anschluss an die heiligen „Mittel“ (lateinisch: **media**, also die „Medien“) gewinnen, durch die uns Gott heiligt und segnet, durch die er uns seine Kraft und das Heil zu teil werden lässt, uns gleichsam mit seinen göttlichen Energien begabt. In der traditionellen Dogmatik sprach man daher von Wort und Sakrament als von den „**media salutis**“, den Heilmitteln. Entsprechend gab es in meinem Konfirmationsgesangbuch, dem damaligen Deutschen Evangelischen Gesangbuch, einen Abschnitt „Die Kirche und die Gnadenmittel“ mit Liedern zu den Themen von Kirche, Sonntag und Gottesdienst, Taufe und Konfirmation und Heiliges Abendmahl.

Damit legt sich ein Verständnis von der Kirche nahe, das uns zwar wenig geläufig ist, aber doch ihrem Wesen und ihrer Bestimmung viel besser gerecht wird: nämlich die Gemeinschaft und die Stätte, wo wir von Gott durch Wort und Sakrament berührt werden und auf den Weg des Heils und der Heilung geführt werden. Nicht die – angebliche oder auch tatsächliche – Heiligkeit der Glaubenden, sondern die sie heiligende Gegenwart Gottes ist das eigentliche Wesensmerkmal der Kirche, er in unserer Mitte, wie Jesus es zugesagt hat: „... da bin ich mitten unter ihnen“ (Matth 18, 20). „Denn siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch.“ (Luk 17,21)

Gemeinschaft mit dem Heiligen

Die östlich-orthodoxen Kirchen wissen noch mehr von dieser heiligen, heiligenden Gegenwart Gottes in der Kirche und von der damit gebotenen Ehrfurcht. Diese Heiligkeit Gottes unter uns kann uns einerseits wohl zu Tode erschrecken, andererseits vermag sie uns auch so sehr zu beseligen, dass wir in Verzückung geraten möchten. Doch das Entscheidende ist, dass der heilige Gott unter uns gegenwärtig wird, dass er geheimnisvoll zur Stelle ist und für uns einsteht, wenn Not am Mann ist und wir nicht weiter wissen. Dann können die unerwarteten Wunder geschehen. Es gibt auch Gottes rettende Heiligkeit.

Hier muss ich noch eine persönliche Erinnerung einfügen, die zu meiner Nachdenklichkeit beigetragen hat. In einem unserer theologischen Gespräche mit der Russischen Orthodoxen Kirche – im Jahre 1987 – berührten wir auch das Thema der Ordination, das von unseren Kirchen

unterschiedlich gewichtet wird und einen der kritischen Punkte darstellt, der einer Einigung im Wege steht. In diesem Zusammenhang bemerkte Erzbischof Michail Mudjugin eher beiläufig, was ich hier nur sinngemäß wiedergeben kann: Wie könnte ich an den Altar treten und die heilige Handlung vollziehen, ohne dass Gott mich dazu berufen, gereinigt und befähigt hat? Ich, ein sündiger Mensch, ohne dass ich entschützt bin und geweiht? Da fuhr es mir durch den Kopf: So kann man also nicht ohne weiteres in Gottes Nähe treten und Gottesdienst halten! Und wir tun es doch oftmals fast, ohne uns zu bedenken! Welch eine hochheilige Auffassung vom ordinierten Amt der Kirche! Es ließ mich noch einmal über das unter uns viel berufene Priestertum aller Gläubigen nachsinnen, was doch nicht heißen kann, dass alle einfach in der Kirche amtieren dürften, sondern nur wer dazu berufen, dafür „geheiligt“ ist.

Leider verstehen wir heute das Wort Heiligkeit weithin nur noch in einem verengten Sinn als moralische Vollkommenheit. Die Heiligen sind in unserem gewöhnlichen Sprachgebrauch die (fast) von Sünden freien Menschen, vorbildlich und vollkommen in Wort, Tat und Lebenswandel. Doch reden wir bezeichnender Weise auch von „komischen Heiligen“ und meinen damit Leute mit ungewohnten und seltsamen Verhaltensweisen. Im rechten Verständnis des „Heiligen“ geht es aber zuerst und allermeist um die Menschen, Orte und Dinge, an denen wir Gottes heilende Macht erfahren und durch die uns sein Segen zu Teil wird, besondere Menschen, Orte und Dinge, die Gott in seinen Dienst genommen hat, um uns zu segnen. Dazu gehören eben auch manche Menschen, die gewiss keine (vollkommenen) Heiligen sind, die Gott aber „geheiligt“ hat, damit sie uns zum Glauben oder im Glauben helfen. Nicht ihr Wesen und Tun als solches sind dabei das Wesentliche, wohl aber was Gott durch sie an uns und für uns bewirkt hat. Darin besteht ihre besondere Heiligkeit, und darum verehren wir sie auch mit Recht.

(5) Vom Wachsen im Glauben und Reifen im Glauben

Wir müssen keine christlichen Anfänger bleiben. Wir können im Glauben wachsen, nicht nur im Verstehen seiner Inhalte, sondern vor allem in einem Leben aus der Kraft des Glaubens, in der Nachfolge Jesu, im praktizierten Christentum. Wir können und sollen Fortschritte machen und dürfen nicht aus Kleinmut oder Einschüchterung auf halbem Wege stehen bleiben wollen. Wir sind berufen, im Glauben zu reifen und erwachsen zu werden. Es geht um unsere volle Mündigkeit im Christentum. In der theologischen Fachsprache wird das als die Heiligung bezeichnet. Sie meint nicht nur unsere Lebensführung, sondern auch unser Denken, Sinnen und Trachten.

In der Bibel ist gelegentlich von Stufen im Christenleben die Rede. Da kommen Christen vor, die sich gleichsam noch im unmündigen Kindesalter befinden, denen man keine feste Speise zu essen geben darf, sondern Milch zu trinken geben muss (1 Kor 3,1-2); und es gibt Christen in einem fortgeschrittenen Stadium. Sie werden „Vollkommene“ genannt, denen durchaus auch „starke Speise“ zugemutet werden kann (Hebr 5,12-14). So können wir von Anfangsgründen im christlichen Glauben sprechen, sagen wir: von der Primarschule, und von einem weit darüber hinaus gehenden Lern- und Übungsstoff, sozusagen in der Oberstufe. Das klingt für uns sehr ungewohnt, ist aber doch einleuchtend und zugleich sehr realistisch.

Wie jeder Mensch mit seiner Geburt zwar fertig mit allen seinen Anlagen auf die Welt kommt, sich dann aber doch erst noch zu seiner vollen Statur entwickeln muss und dazu ein jahrelanges Wachstum und ein umfangreiches, anspruchsvolles Lernprogramm durchläuft, bis er zu seiner vollen Reife, Mündigkeit und Selbstverantwortung gelangt, so ergeht es auch dem Christen. Mit seiner Taufe, und auch mit der Konfirmation, ist seine Christwerdung nicht zu Ende, vielmehr beginnt damit eigentlich erst das, was im Neuen Testament mit den Worten umschrieben wird: „wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus.“ (Eph 4,15). Ebenso klar wie unbefangen setzt der Apostel Paulus in seinem wahrscheinlich historisch ältesten Brief an die Thessalonicher der Gemeinde das Ziel: „da ihr von uns empfangen habt, wie ihr leben sollt, um Gott zu gefallen, was ihr ja auch tut –, dass ihr darin immer vollkommener werdet.“ (1 Thess 4,1) Andernorts lesen wir Ähnliches: Die Christen in Korinth sollen „immer mehr zunehmen in dem Werk des Herrn“ (1 Kor 15,58). In der Bergpredigt spricht Jesus von der

„besseren Gerechtigkeit“, die das Leben seiner Nachfolger bestimmen soll (Matth 5,20), und er lässt seine Unterweisung in dieser „weit größeren“ Gerechtigkeit in die Zumutung auslaufen: „Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ (Matth 5,48) In einem entsprechenden Sinn nennt es der Apostel das Ziel aller Unterweisung in der Heiligen Schrift, „dass der Mensch Gottes vollkommen werde, zu jedem guten Werk geschickt.“ (2 Tim 3,17); anders gesagt: dass ein Christ in jeder Hinsicht zum entschiedenen Tun des Guten bereit und willig wird, dazu voll und ganz ausgerüstet und in Stand gesetzt.

Nicht auf halbem Wege stehen bleiben

Hier mag uns zunächst der Gedanke einer christlichen Vollkommenheit schrecken, und das Bestehen auf einer Exzellenz im Tun des Guten ist dazu angetan, uns zu irritieren. Doch darf das kein Grund sein, über diese neutestamentlichen Gedanken hinwegzusehen oder sie zurückzuweisen, nur weil sie uns ungewohnt sind, unbequem sind oder weil sie uns nicht zusagen. Sie wollen doch zunächst nur besagen, dass wir nicht in unseren christlichen Kinderschuhen stecken bleiben sollen; dass wir weiter kommen müssen als nur bis zum Kindergarten des Glaubens, dass wir uns nicht mit dem Stand des Konfirmandenunterrichts begnügen dürfen, oder nur mit einem allgemeinen Gewohnheitschristentum. Wir sollen und können im christlichen Glauben vorankommen, sowohl im Verstehen seiner Inhalte als auch in der Kraft und Festigkeit eines Lebens im Sinne unseres Glaubens. Dabei liegt Jesus und den Aposteln ganz offensichtlich weit mehr an der alltäglichen Praxis des christlichen Glaubens, an der „Gerechtigkeit“, als an einem nur besseren Verstehen seiner inhaltlichen Aussagen, an einem soliden „Glaubenswissen“, was zweifellos auch wichtig ist. Es darf freilich nie bei der bloß denkerischen Bewältigung des Glaubensbekenntnisses bleiben, bei dem wir alle wohl ohnehin an unsere Grenzen stoßen. Wichtiger ist es, dass wir immer vollkommener werden in der christlichen Lebenspraxis, in unserer „Heiligung“. In jedem Fall: Wir sollen keine halben Christen bleiben, keine bloßen Anfänger; wir dürfen uns nicht mit einer christlichen Mittelmäßigkeit abgeben. Wir müssen unser Ziel durchaus hochstecken: „Nicht, dass ich's schon ergriffen hätte,“ schreibt Paulus, „oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen könnte, nachdem ich von dem Christus Jesus ergriffen bin“ (Phi 3,12). Damit ist nicht etwa eine absolute Vollkommenheit angesagt, die ohnehin nicht zu erreichen ist, wohl aber ein Vorankommen, was einer Absage an jedem Stillstand in unserem persönlichen Christentum gleichkommt.

Wachsen am inwendigen Menschen

Wie gesagt, solche Aussagen wollen nicht recht zu unserem Normalbild vom Christentum passen. Bei den Orthodoxen ist mir aufgefallen, dass sie weit unbefangener und zuversichtlicher als wir Protestanten von einem solchen Wachsen und Werden eines Christenmenschen sprechen. Sie glauben daran, dass wir darin weiter kommen können und „stark werden durch den heiligen Geist an dem inwendigen Menschen“ (man lese nur Eph 3,14-19!). Ja, mehr noch, sie wollen es wirklich für sich selbst, sie erstreben es bewusst, sie arbeiten gleichsam daran:

- durch die Feier der Gottesdienste und das Hören auf die Lesungen der Bibel;
- durch die Übung eines regelmäßigen Betens und Fastens;
- durch das bewusste Tun der guten Werke der Barmherzigkeit;
- durch einen aufmerksamen Kampf gegen die täglichen Versuchungen;
- durch eine Lebensdisziplin der Bescheidenheit und des Verzichtens Könnens;
- durch das Gedenken an das Beispiel der Märtyrer und Heiligen.

Wir evangelischen Christen reagieren hier leicht allergisch: Wir empfinden dieses Denken als fremd und unangemessen. Ein solches bewusstes Wachsen Wollen in einem christlichen „Tugend“-Leben ist uns unwillkürlich verdächtig. Warum wohl eigentlich? Nun, es sieht uns nach einer „Werkgerechtigkeit“ aus. Und da schrillen bei uns sofort alle reformatorischen Alarmglocken. Wir setzen ohne weiteres Nachdenken mit Entschiedenheit unser „Allein aus dem Glauben“ dagegen.

Sodann empfinden wir das alles wohl auch als eine Einschränkung der viel beschworenen evangelischen Freiheit, als eine Zumutung für unsere Gewohnheiten. Dabei hat Martin Luther doch im zweiten Teil seiner schönen und zudem gut lesbaren Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ nach dem hohen Lied der christlichen Freiheit selbst so etwas wie die Ordnung einer evangelischen Askese und Lebensdisziplin entworfen! Er nennt dazu drei Leitgedanken, die ich hier mit meinen Worten umschreibe: (a) die Selbstbeherrschung in unserer persönlichen Lebensführung, (b) das Miteinander Teilen aller unserer Güter und Gaben zugunsten der Mitmenschen in Not, und (c) die Solidarität im Glauben mit denen, die sich an uns und unter uns schuldig gemacht haben.

Unser Weg der Christwerdung

Schließlich neigen wir immer wieder schnell dazu, unsere „menschliche“ Schwachheit ins Feld zu führen, in die man sich freilich geradezu verlieben kann. Man kann den Verdacht haben, dass wir eher an unsere unverbesserliche Sündhaftigkeit glauben als an Gottes Kraft, die „in den Schwachen mächtig ist“ (2 Kor 12,9), dass wir nicht mit der Macht des Heiligen Geistes rechnen, der unsere „christlichen Schwächen“ zu überwinden und uns auf dem Weg einer wirklichen Christwerdung weiterzuführen vermag. Warum sollten wir eigentlich nicht echte Christenmenschen werden können, christlich im eigentlichen Sinn des Wortes, nämlich Menschen nach der Art Christi, christushaft, christusgemäß? Der Apostel Paulus hat diesen Zweifel nicht gehabt, wenn er die Gemeinden immer wieder mit solchen Worten mahnt wie: „Ziehet den Herrn Jesus Christus an“ (Röm 13,14); und: „Ziehet den neuen Menschen an“ (Kol 3,10); und: „Folgt meinem Beispiel, wie ich dem Beispiel Christi“ (1 Kor 11,1).

Eine solche „Christwerdung“ geht allerdings nicht von selbst. Sie ist nicht einfach da, wie ein Wunder vom Himmel. Sie muss gelehrt und eingeübt werden. Dazu müssen wir in die Schule gehen und lernen. Nicht ohne Grund bedeutet das neutestamentliche Wort für „Jünger“ so viel wie Schüler, Lehrling, Auszubildender, wie man heute bedeutungsvoll sagt. Es gibt auch eine christliche „Berufsschule“, aus der wir nicht vorzeitig davon gehen sollen. Das Neue Testament kennt den Gedanken der Erziehung im Glauben, vor allem aber in einer Lebenspraxis aus dem Glauben. An einer Kernstelle in den apostolischen Briefen lesen wir: „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen und nimmt uns in Zucht, dass wir absagen dem ungöttlichen Wesen und den weltlichen Begierden und besonnen, gerecht und fromm in dieser Welt leben“ (Tit 2,11-12). Die heilsame Gnade nimmt uns in Zucht – da hatte Martin Luther in seiner Zeit sogar übersetzt: sie „züchtigt uns“. Das ist uns aber heute nur schwer verständlich, weil wir dabei sofort an eine Strafe denken müssen, an eine „Züchtigung“, und weil wir das Evangelium von der göttlichen Gnade – übrigens mit Recht – nicht mit einer Züchtigungsaktion Gottes in Verbindung bringen können. Aber wir müssen das Wort Zucht hier in seinem ursprünglichen Sinn einer Erziehung verstehen, und dann besagt der Satz, dass es eine Schule der göttlichen Gnade gibt, die Erziehung zu einem Leben in der besseren Gerechtigkeit, zu einem christlichen, das heißt zu einem christusgemäßen Leben.

Dazu muss man nicht ins Kloster gehen, was man durchaus kann, auch auf eine begrenzte Zeit. Damit soll man natürlich nicht „besser sein“ wollen als die anderen und sich erst recht nicht von ihnen abgrenzen oder sich über sie erheben. Nein! Aber wir sollen doch von Christus lernen und ihm ähnlich werden: „sanftmütig und von Herzen demütig“, wie er es von sich sagt, wozu er auch uns Christen auffordert: „Nehmt auf euch mein Joch und lernet von mir!“ (Matth 11,29). Das bewahrt uns nicht vor Misserfolgen und Niederlagen in dieser Schule des Christus Jesus, doch lernen wir ja auch sonst aus unseren Fehlschlägen meist mehr als aus unseren christlichen Erfolgserlebnissen.

Von dem Christus Jesus lernen

„Sanftmütig und von Herzen demütig“ – fremdartig klingt das unseren heutigen Ohren, fast widerständig. Es scheint so gar nicht dem Idealbild des selbstbewussten Menschen zu entspre-

Sodann empfinden wir das alles wohl auch als eine Einschränkung der viel beschworenen evangelischen Freiheit, als eine Zumutung für unsere Gewohnheiten. Dabei hat Martin Luther doch im zweiten Teil seiner schönen und zudem gut lesbaren Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ nach dem hohen Lied der christlichen Freiheit selbst so etwas wie die Ordnung einer evangelischen Askese und Lebensdisziplin entworfen! Er nennt dazu drei Leitgedanken, die ich hier mit meinen Worten umschreibe: (a) die Selbstbeherrschung in unserer persönlichen Lebensführung, (b) das Miteinander Teilen aller unserer Güter und Gaben zugunsten der Mitmenschen in Not, und (c) die Solidarität im Glauben mit denen, die sich an uns und unter uns schuldig gemacht haben.

Unser Weg der Christwerdung

Schließlich neigen wir immer wieder schnell dazu, unsere „menschliche“ Schwachheit ins Feld zu führen, in die man sich freilich geradezu verlieben kann. Man kann den Verdacht haben, dass wir eher an unsere unverbesserliche Sündhaftigkeit glauben als an Gottes Kraft, die „in den Schwachen mächtig ist“ (2 Kor 12,9), dass wir nicht mit der Macht des Heiligen Geistes rechnen, der unsere „christlichen Schwächen“ zu überwinden und uns auf dem Weg einer wirklichen Christwerdung weiterzuführen vermag. Warum sollten wir eigentlich nicht echte Christenmenschen werden können, christlich im eigentlichen Sinn des Wortes, nämlich Menschen nach der Art Christi, christushaft, christusgemäß? Der Apostel Paulus hat diesen Zweifel nicht gehabt, wenn er die Gemeinden immer wieder mit solchen Worten mahnt wie: „Zieh den Herrn Jesus Christus an“ (Röm 13,14); und: „Zieh den neuen Menschen an“ (Kol 3,10); und: „Folgt meinem Beispiel, wie ich dem Beispiel Christi“ (1 Kor 11,1).

Eine solche „Christwerdung“ geht allerdings nicht von selbst. Sie ist nicht einfach da, wie ein Wunder vom Himmel. Sie muss gelehrt und eingeübt werden. Dazu müssen wir in die Schule gehen und lernen. Nicht ohne Grund bedeutet das neutestamentliche Wort für „Jünger“ so viel wie Schüler, Lehrling, Auszubildender, wie man heute bedeutungsvoll sagt. Es gibt auch eine christliche „Berufsschule“, aus der wir nicht vorzeitig davon gehen sollen. Das Neue Testament kennt den Gedanken der Erziehung im Glauben, vor allem aber in einer Lebenspraxis aus dem Glauben. An einer Kernstelle in den apostolischen Briefen lesen wir: „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen und nimmt uns in Zucht, dass wir absagen dem ungöttlichen Wesen und den weltlichen Begierden und besonnen, gerecht und fromm in dieser Welt leben“ (Tit 2,11-12). Die heilsame Gnade nimmt uns in Zucht – da hatte Martin Luther in seiner Zeit sogar übersetzt: sie „züchtigt uns“. Das ist uns aber heute nur schwer verständlich, weil wir dabei sofort an eine Strafe denken müssen, an eine „Züchtigung“, und weil wir das Evangelium von der göttlichen Gnade – übrigens mit Recht – nicht mit einer Züchtigungsaktion Gottes in Verbindung bringen können. Aber wir müssen das Wort Zucht hier in seinem ursprünglichen Sinn einer Erziehung verstehen, und dann besagt der Satz, dass es eine Schule der göttlichen Gnade gibt, die Erziehung zu einem Leben in der besseren Gerechtigkeit, zu einem christlichen, das heißt zu einem christusgemäßen Leben.

Dazu muss man nicht ins Kloster gehen, was man durchaus kann, auch auf eine begrenzte Zeit. Damit soll man natürlich nicht „besser sein“ wollen als die anderen und sich erst recht nicht von ihnen abgrenzen oder sich über sie erheben. Nein! Aber wir sollen doch von Christus lernen und ihm ähnlich werden: „sanftmütig und von Herzen demütig“, wie er es von sich sagt, wozu er auch uns Christen auffordert: „Nehmt auf euch mein Joch und lernet von mir!“ (Matth 11,29). Das bewahrt uns nicht vor Misserfolgen und Niederlagen in dieser Schule des Christus Jesus, doch lernen wir ja auch sonst aus unseren Fehlschlägen meist mehr als aus unseren christlichen Erfolgserlebnissen.

Von dem Christus Jesus lernen

„Sanftmütig und von Herzen demütig“ – fremdartig klingt das unseren heutigen Ohren, fast widerständig. Es scheint so gar nicht dem Idealbild des selbstbewussten Menschen zu entspre-

chen, dem aufrechten Gang und dem unabhängigen, kritischen Geist, der ihn auszeichnet. Aber täuschen wir uns nicht! Hinter den altmodischen, fast muffig wirkenden Worten „Sanftmut und Demut“ verbirgt sich nicht allein der Adel eines wahrhaft christusgemäßen Verhaltens. Sie benennen auch die Grundvoraussetzungen eines gelingenden menschlichen Zusammenlebens. Sie sind der Inbegriff von Verträglichkeit und Gemeinschaftsfähigkeit, ohne die es nie zum Frieden und zur Hilfsbereitschaft unter den Menschen kommen wird, und auch nicht zu einer Kultur der Vergebung, zu einem ehrlichen, konstruktiven und geduldigen Umgang mit ethischer Schuld und politischen Versagen. Nicht ohne Grund erscheinen die Begriffe Demut und Sanftmut, Vergebung und Geduld immer wieder, wörtlich oder dem Sinn nach, wenn der Apostel in seinen Mahnungen die Eckpunkte eines gemeinsamen Lebens im Zeichen des christlichen Glaubens beschwört (Gal 5,22-23; Kol 3,12-14; Röm.12, 9-21; Röm 13, 13-14). Er nennt es die „Frucht“ des Heiligen Geistes unter uns, das, was Gott unter uns durch seinen Geist bewirkt und zustande bringt, eben eine neue, alternative Sozialgestalt menschlicher Gemeinschaft.

In der Lerngemeinschaft der Heiligen

Man kann diese Vision eines christusgemäßen Christentums für unrealistisch und utopisch halten, und gewiss gibt es unter uns Christen genügend Stimmen, die sie als unerreichbar ansehen und daher skeptisch abwinken. Aber der Heilige Geist ist kein Skeptiker, hat Martin Luther gesagt. Es gibt Menschen ohne die Verzagttheit dieser Skepsis, die auf dem christushaften Weg voran gekommen sind, weiter als die übrigen. Menschen des Glaubens und der Liebe, an denen sich erwiesen hat, was die „heilsame Gnade Gottes“ an Erstaunlichem bewirken kann, wie ihre Kraft in den Schwachen mächtig wird. Die Orthodoxen gedenken an sie genauso wie die Katholiken als die „Heiligen“. Wir würden in der evangelischen Kirche lieber von der „Wolke der Zeugen“ sprechen (Hebr 12,1). Aber wir kennen und lieben sie auch, diese besonderen Gestalten mit ihrer bezwingenden christlichen Ausstrahlung, mit der beeindruckenden Kraft ihres Glaubens. Es bleibt sich letztlich gleich, wie wir sie nennen, diese „Leuchttürme“ christlichen Glaubens und christlichen Lebens, nicht nur in jenen alten biblischen Zeiten, sondern eben auch durch alle späteren Jahrhunderte, bis in unsere Tage. Auch wir gedenken ihrer und ehren sie, „weil unser Glaube dadurch gestärkt wird, dass wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren ist und ihnen durch den Glauben geholfen worden ist“, wie es im 21. Artikel der Augsburgerischen Konfession über die Heiligenverehrung in der evangelischen Kirche heißt, und dass „man sich an ihren guten Werken ein Beispiel nehmen“ soll. Sie sind gleichsam unsere Lehrer auf der Schule unserer Erziehung zum rechten Christentum, und sie wirken bei unserem Wachsen und Reifen im Glauben mit. Daher sollten auch wir ihrer regelmäßig und bewusst gedenken. Immerhin gibt es auch einen – inoffiziellen – evangelischen Heiligenkalender, und es wäre eine ökumenische Errungenschaft erster Ordnung, wenn wir uns bei unserem Gedenken an die „Großen“ im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung im Laufe des Kirchenjahres auf eine gemeinsame Ordnung zusammen mit Katholiken und Orthodoxen stützen könnten. Der evangelische Liederdichter Paul Gerhardt würde wohl genauso zu ihnen gehören müssen wie Franz von Assisi und die heilige Elisabeth von Thüringen, der Pfarrer Dietrich Bonhoeffer und der baptistische Prediger und Bürgerrechtler Martin Luther King ebenso wie die beiden Märtyrer Boris und Gleb der russischen orthodoxen Kirche.

(6) Von der besonderen johanneischen Prägung des östlichen Christentums

Unser abendländisches Christentum ist zwar auch im Morgenland verwurzelt, im Orient, im Raum des östlichen Mittelmeerbeckens, wo sich Asien, Afrika und Europa berühren. Es hat sich aber in der westlichen Welt der lateinischen Kultur entwickelt, wo der Rechtsgedanke geboren wurde und eine praktische Moral das allgemeine Denken maßgeblich bestimmt hat. Nicht von ungefähr hat daher in der abendländischen Theologie das paulinische Leitmotiv von der Rechtfertigung eine beherrschende Rolle gewonnen. Dagegen ist das östliche Christentum eher johanneisch geprägt. Es kennt den theologischen Begriff der Rechtfertigung wohl auch,

aber dieser hat nicht die zentrale Bedeutung, von der wir im Westen wie selbstverständlich ausgehen. Es täte uns vielleicht gut, unseren christlichen Glauben auch stärker auf den Bahnen des theologischen Denkens im Johannesevangelium zu verstehen und uns aus der Fixierung auf die paulinische Rechtfertigungstheologie ein Stück weit zu lösen.

Für die Kirchen der Reformation gilt die Lehre von der Rechtfertigung „durch den Glauben allein“ (*sola fide*) als der *articulus stantis et cadentis ecclesiae*, als die alles entscheidende Glaubensüberzeugung, mit der die Kirche steht und fällt. Das theologische Schlüsselerlebnis hatte Martin Luther bei der Lektüre des Apostel Paulus gehabt, als ihm plötzlich klar wurde, dass die „Gerechtigkeit Gottes“, von der im Römerbrief die Rede ist, vor allem Röm 1,16–17, nicht seine furchtbare Strafgerechtigkeit meint, sondern die gnadenvolle Heilsgerechtigkeit; nicht die Gerechtigkeit des unerbittlichen Richtergottes, sondern die uns entgegen kommende Gerechtigkeit eines Gottes, der uns helfen will, ein göttliches Rechtshandeln also, mit dem Gott uns zum Recht hilft, durch das wir von Gott selbst in Güte zurecht gebracht werden. Diese Erkenntnis war für Luther die große innere Befreiung aus aller Gottesbefangenheit und Gewissensangst zur Gotteszuversicht und zur Glaubensfreude, zur Freiheit eines Christenmenschen. Gott gebietet nicht nur Gerechtigkeit, er verhilft uns auch dazu, dass wir gerecht leben, indem er uns durch den Glauben Anteil an der Gerechtigkeit Christi gibt, an der „Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“. Das ist das überragende Thema in der Theologie und Frömmigkeit in der evangelischen Kirche geworden und ist es bis heute geblieben. Unser evangelisches Christentum ist stark, überstark vielleicht, paulinisch geprägt.

Hier Rechtfertigung, dort Verherrlichung

Das lässt sich von der östlich-orthodoxen Kirche nicht sagen. Sie kennt zwar sehr wohl den theologischen Begriff der Rechtfertigung, den auch sie bei dem Apostel Paulus findet. Doch ist er in ihrem theologischen Denken keineswegs so gewichtig und so geläufig wie bei uns. Dafür hat bei ihnen ein anderer Ausdruck eine beherrschende Stellung gewonnen, der freilich für unser Denken nicht nur ungewohnt ist, sondern geradezu fremdartig anmutet. Statt von der Rechtfertigung ist bei ihnen von der „Verherrlichung“ des Menschen die Rede, oder sogar von seiner „Vergöttlichung“. Mit diesen beiden Worten bezeichnen sie denselben Heilsvorgang unserer Erlösung durch den Christus Jesus. Uns fällt freilich der Zugang zu dieser orthodoxen Gedankenwelt von der „Verherrlichung“ des Menschen wohl noch schwerer, als den Orthodoxen das Verständnis für unser ständiges, fast stereotypes Reden von der Rechtfertigung. Dabei kann auch Paulus in einem sehr prägnanten Sinn von der göttlichen Herrlichkeit und von unserer Verherrlichung sprechen. Doch ist das in seinem Denken nicht so zentral wie im Johannesevangelium, wo diese Wortgruppe zur Kennzeichnung des göttlichen Heilshandelns vorherrscht, während von der Rechtfertigung überhaupt nicht gesprochen wird. Daher kann man sagen, dass das östliche theologische Denken weit eher johanneisch geprägt ist als paulinisch. Martin Luther hat zwar das Johannesevangelium hoch geschätzt und es in seinen Vorreden zum Neuen Testament „das einzige, zarte, rechte Hauptevangelium“ genannt. Aber es hat sein theologisches Denken nicht so stark beeinflusst wie eben die paulinischen Schriften.

Wiedergewinnung unbefangener Gemeinschaft mit Gott

Wenn die orthodoxe Theologie von der Verherrlichung des Menschen durch das göttliche Heilshandeln spricht, ist es ihr nicht um eine „Menschenherrlichkeit“ zu tun. Vielmehr geht es um die Wiedergewinnung des ursprünglichen menschlichen Wesen und Lebens in der ungestörten Gemeinschaft mit Gott, wie sie nach dem biblischen Bericht vor dem Sündenfall im Paradies bestand. Man könnte auch von der vollen, ungeteilten, ungetrübten Gotteszugewandtheit des Menschen sprechen, von seinem heilen, gesegneten Gottesverhältnis. Von daher versteht sich der uns so ungewohnte, ja anstößige Begriff der „Vergöttlichung“ des Menschen. Letztlich ist damit aber dasselbe gemeint wie bei dem Vorgang der Rechtfertigung bei Paulus. Auch bei ihm lesen wir, dass „alle gesündigt und die Herrlichkeit verloren haben, die Gott ihnen zugedacht hatte“, wie es wörtlich lautet und heute in unseren Bibeln angemerkt steht, wo Martin Luther

noch übersetzt hatte: „Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten“ (Röm 3, 23). Der Reformator vermochte sich den Sinn des Satzes nur in der von ihm übersetzten Weise vorzustellen, was auch durchaus möglich, aber weniger leicht zu verstehen ist. Paulus hatte das griechische Wort „doxa“ als Jude und Kenner des Alten Testaments gewiss eher im hebräischen Sinn von „Herrlichkeit“ als einem Wort für Gottes Art, Wesen und Autorität gebraucht als im klassischen griechischen Wortgebrauch von Meinung, Ruhm, Ehre. Bezeichnender Weise spricht der Apostel in unmittelbarem Anschluss sofort von der Rechtfertigung: „...und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch den Christus Jesus geschehen ist“ (Röm 3,24).

Es ist offensichtlich, dass er hier von der uns zgedachten göttlichen Herrlichkeit, die wir verloren haben und nun durch den Christus Jesus wiedergewinnen sollen, im Rahmen seiner Rechtfertigungstheologie redet. Das tut er auch an einer anderen Stelle in demselben Römerbrief: *„Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die nach seinem Ratschluss berufen sind. Denn die er ausersehen hat, die hat er auch vorherbestimmt, dass sie gleich sein sollen dem Bild seines Sohnes, damit dieser der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern. Die er aber vorherbestimmt hat, die hat er auch berufen; die er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; die er aber gerecht gemacht hat, die hat er auch verherrlicht.“* (Röm 8, 28-30)

Auf die Einzelheiten dieser gewichtigen, zusammenfassenden theologischen Aussage kann ich hier nicht eingehen. Nur so viel ist klar, dass der Apostel hier summarisch von dem Heilsweg Gottes mit den Menschen spricht, die „er ausersehen hat“ und „denen alle Dinge zum Besten dienen“, und dass Gott sie über ihre Berufung und Rechtfertigung zu ihrer Verherrlichung führt, durch die sie dem Bild seines Sohnes gleich werden. Die Rechtfertigung läuft sozusagen auf die Verherrlichung hinaus, durch die wir „seinem verherrlichten Leibe gleich“ werden, wie es andernorts heißt (Phil 3,21).

Neues Verstehen im Dialog mit der östlichen Orthodoxie

Diese Zusammenhänge sind mir auch erst klar geworden, als ich mich auf einen Vortrag für die schon einmal erwähnte Dialogbegegnung mit der Rumänischen Orthodoxen Kirche im Mai 1988 in Kloster Kirchberg vorbereitete, der „Rechtfertigung und Verherrlichung bei Paulus und im Johannesevangelium“ zum Thema hatte. Über die mögliche Korrespondenz dieser beiden theologischen Begriffe hatte ich während meines Theologiestudiums an unseren Universitäten nichts gehört, und auch in meiner seitherigen theologischen Beschäftigung mit der Bibel und der christlichen Dogmatik – erst als Pfarrer am Niederrhein, dann als Professor in Buenos Aires und schließlich als Auslandsbischof der Evangelischen Kirche in Deutschland – war ich nicht darauf aufmerksam geworden. Das hatte seinen Grund zweifellos in der übermächtigen Dominanz der Rechtfertigungstheologie des Paulus, und in seinem Gefolge dann Martin Luthers, in meinem Denken. Dadurch fanden andere Ansätze und Aspekte im Neuen Testament keine genauere Beachtung, etwa die johanneischen Gedankengänge. Erst die Nötigung zum Gespräch mit der östlichen Orthodoxie stieß mich darauf und steckte mir neue Lichter auf.

Zugang zur Fülle eines geheilten Lebens

Während Paulus die göttliche Heilsgabe in der Gerechtigkeit und in dem Gerecht Werden sieht, die uns durch den Kreuzestod des Christus Jesus und seine Auferstehung geschenkt werden, wird dieselbe Heilsgabe bei Johannes als das – neue – Leben bezeichnet, das in Christus ist (Joh 1,4), zu dem wir „von oben“, durch Wasser und Geist, wiedergeboren werden (Joh 3, 3-5) Das Leben haben, das ewige Leben, ist der Inbegriff des Heils und das Ziel der Sendung und Hingabe Jesu (Joh 3, 14-16).

Dasselbe kommt sehr anschaulich in der Erzählung der sieben Wunder-„Zeichen“ im Johannesevangelium zum Ausdruck, in denen es um das Geheimnis einer Umwandlung des Natürlichen zu etwas ganz Neuem (Joh.2,1-11), um die radikale Erneuerung des bisherigen Gottesdienstes

(Joh 2, 13-22), um das Gesundwerden (Joh.4,46-54), um das Geheilt Werden (Joh 5,1-15), um das Sattwerden (Joh 6,1-13. 35.47-51), um das Sehen Können (Joh 9,1-7) und die Auferweckung des Lazarus (Joh 11, 1-45) geht. In der letztgenannten Geschichte wird erzählt, dass Jesus zu Maria, der Schwester des verstorbenen Lazarus, sagt: „Habe ich dir nicht gesagt, wenn du glaubst, wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen?“ (Joh 11, 40). Gemeint ist, dass sie dann die ganze rettende Heilsmächtigkeit Gottes erfahren wird, die in dem Christus Jesus in unserer Mitte erschienen ist.

Davon war schon am Anfang in dem bekannten Vers programmatisch gesprochen worden: „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit, ...und von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade“ (Joh.1,14.16). Von dieser Herrlichkeit und von der entsprechenden Verherrlichung als dem Erlösungshandeln Gottes durch den Christus Jesus ist immer wieder im Johannesevangelium die Rede, zuletzt vor allem in geheimnisvoller und höchst bedenkenswerter Weise in dem hohenpriesterlichen Gebet Jesu, das als der Höhepunkt des ganzen Evangeliums vor der Passionsgeschichte angesehen werden muss. Wenn darin von der Herrlichkeit Gottes und der Verherrlichung Gottes durch seinen Sohn gesprochen wird, von seiner Herrlichkeit und Verherrlichung als Sohn sowie von der Begabung aller, die an ihn glauben, mit dieser Herrlichkeit zum vollen Einssein mit dem Vater und dem Sohn, zur vollkommenen Gemeinschaft mit ihnen – so hängt all das untrennbar miteinander zusammen und bezeichnet das ganze göttliche Wollen, den Weg und das Ziel Gottes zu unserem Heil.

Hauch der Auferstehung schon jetzt

Vielleicht kann man es so sagen: Im Johannesevangelium wird gleichsam nicht nur „negativ“ vom gnädigen Handeln Gottes uns Menschen gegenüber im Sinne der Vergebung unserer Sünden gesprochen, sondern überaus positiv im Sinne unserer Begabung mit einem neuen Leben, und zwar nicht erst später nach unserem Scheiden aus dieser Welt, sondern schon jetzt mitten in ihr, durch den Glauben an den Christus Jesus, oder wie der große Bibelausleger und Theologe Adolf Schlatter (1852-1938) es umschrieb: durch den Anschluss an Jesus. So wird es ja von diesem selbst bei Johannes in bildhafter Überzeugungskraft gesagt: Wie die Reben am Weinstock seine Lebenskraft empfangen, so auch die Christusglaubenden von Christus, wenn sie „in ihm bleiben“ (Joh.15,1-8). Insofern ist die johanneische Theologie sehr stark von einer österlichen Zuversicht geprägt, von der Begabung mit einem neuen Leben, weit mehr als das bei Paulus der Fall ist, dem dagegen das Wort vom Kreuz sehr wichtig war (1. Kor.1,18-25). Doch mag es nicht angängig sein, weder bei Paulus noch bei Johannes, wenn man bei ihnen Kreuz und Auferstehung zu sehr gegeneinander akzentuiert. Immerhin wollte ja auch Martin Luther beides nicht getrennt haben: „Denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit“ – so sagt er bekanntlich in der Erklärung zum heiligen Abendmahl in seinem Kleinen Katechismus. Freilich will mir scheinen, dass im östlich-orthodoxen Christentum der Glaube an die Gabe eines neuen Lebens durch Christus unvergleichlich stärker spürbar ist als bei uns im Raum evangelischen Glaubens.

Vielleicht täte es uns daher in der evangelischen Kirche gut, wenn wir von unserer starken theologischen Fixierung auf die Rechtfertigungslehre loskämen. Sie ist und bleibt zweifellos ein wichtiges Thema, aber wohl doch nicht mehr so heiß umstritten und so leidenschaftlich gefragt wie in der Reformationszeit um 1517 und danach. Es ist ja symptomatisch, dass die so begrüßenswerte und kirchenhistorisch wahrhaft epochale Gemeinsame Erklärung der Römisch-katholischen Kirche und des Lutherischen Weltbundes über ein gemeinsames Verständnis – in Grundwahrheiten – der Rechtfertigungslehre im Jahre 1999 keine Begeisterung unter uns ausgelöst und keine befreiende Wirkung im ökumenischen Miteinander ausgeübt hat. Man mag sich fragen, ob sie uns Theologen auf beiden Seiten wirklich überzeugt und weiter geführt hat, und erst recht, ob sie in den Gemeinden angekommen ist.

Unser heutiges Existenz- und Glaubensproblem wird wohl nicht mehr richtig in der Frage eingefangen: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Das hat die Menschen seinerzeit umgetrieben.

Man muss sie jetzt wohl anders fassen, wenn man die gegenwärtige Herausforderung auf einen allgemein gültigen Punkt bringen will. Etwa: Wie kommen wir zu einem gelingenden Leben? Welches ist der uns gewiesene Weg zu Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung? Wie wird unsere sozial und religiös zerrissene Welt gesund? Wir fragen nach den aufbauenden, heilenden Kräften, nicht nur nach der Vergebung der Sünden, um dereinst einmal vor Gottes Thron und Gericht bestehen können. Uns brennt eher die Überwindung oder wenigstens die Eindämmung der vielen menschlichen Sünden auf den Nägeln, damit wir heute und morgen in dieser Welt weiter leben können. Wir suchen nach einer wirklichen Heilung, nach Wegen zu einer neuen Welt.

Christus nicht nur das Vorbild, auch der Geber eines neuen Lebens

Zweifellos bleibt die Auseinandersetzung um die Fassung des rechten Glaubens wichtig, um die rechte Lehre von Gott und von seiner Offenbarung in dem jüdischen Messias Jesus Christus, von seiner Lehre und von seinem Weg. Doch dürfen wir uns in diesem Zusammenhang nicht allein mit dem Christus Jesus als dem Lehrer der besseren Gerechtigkeit begnügen, mit Jesus als einem Vorbild für das neue Leben. Denn nach dem Zeugnis des Neuen Testaments ist er auch der Bringer, auch die Quelle dieses neuen Lebens; er lässt es uns in seiner Gemeinde durch Wort und Sakrament zu Teil werden: das wahre, das ewige Leben, das gottgewollte, menschenwürdige und gesegnete Leben. Daher ist Christus nicht nur – wie schon einmal erwähnt – das **exemplum** für uns, sondern das **sacramentum** unter uns, nicht nur ethisches Vorbild und menschliches Beispiel, sondern er macht uns das neue Leben zugänglich, er begabt uns mit den Energien der besseren Gerechtigkeit, sodass sie nicht nur Ideal und Wunschtraum bleibt, sondern unter uns und durch uns Wirklichkeit wird. Das Heil der Welt wird wohl nicht einfach auf dem Weg der Ethik verwirklicht, sondern erschließt sich uns letzten Endes nur in der Weise des Sakraments, indem wir es geheimnisvoll im Glauben empfangen und in unserem Leben wirksam werden lassen.

Das Heil der Welt, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit sind freilich nicht umsonst zu haben. Der Christus Jesus musste dafür nach Gottes unerklärlichem, unergründlichem Ratschluss sein Leben am Kreuz hingeben, ganz nach dem Gesetz des Weizenkorns, das in die Erde fällt und sterben muss, damit es viel Frucht bringt und so seine Berufung erfüllt (Joh.12,24). Und auch wir als die Glaubenden „müssen durch viel Leiden zum Reich Gottes eingehen“ (Apg.14,22). Wie geheimnisvoll es auch immer ist und bleiben mag, wie ärgerlich und gegenläufig es immer unserem menschlichen Glücksdenken erscheint, es bleibt wahr und ist eine Erfahrung, dass Gottes Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit nicht einfach vorhanden sind, dass sie nicht bequem abgerufen und in Anspruch genommen werden können. Sie fordern ihren Preis. Sie müssen „bezahlt“ werden.

Das Geheimnis des Weizenkorns als Weg zum Leben

Jesu Leiden und seine Lebenshingabe am Stamm des Kreuzes sind weder willkürlich noch zufällig, vielmehr heilsnotwendig. So bezeugt es **unisono** der vielstimmige Chor der Apostel und Evangelisten im ganzen Neuen Testament. Sein Tod ist nicht nur die Folge eines schrecklichen menschlichen Justizirrtums. Er geht auch nicht nur auf den bösen Willen von Menschen und auf den beharrlichen Unverstand seiner Jünger zurück, oder auf den erbitterten Neid der religiösen Führer des Volkes und das schwächliche Versagen der regierenden Staatsmacht. Jesu Passionsweg ist gottgewollt und auf Gottes Heilswillen zurückzuführen.

Mit anderen Worten: er kann in seiner letzten Tiefe weder nur ethisch noch rein soziopolitisch erklärt werden. Er ist vielmehr theologisch zu verstehen, gleichsam in einem „sakramentalen“ Sinn. Oder er wird im biblischen Sinne verkannt und missdeutet. Dieser geheimnisvolle Heilsweg des Weizenkorns, das sterben muss, um neues Leben zu ermöglichen, gilt analoger Weise auch für den Weg der Christen in der Kirche, wie es in einem heute viel gesungenen Lied gesagt wird: „Denn wer da hingibt, der empfängt, wer sich selbst vergisst, der findet; wer verzeiht, dem wird verziehen; und wer stirbt, erwacht zum ewigen Leben.“ (EG 416).

Das kann und muss uns allerdings in unserer Zeit eines innerweltlichen Glückverlangens sehr nachdenklich machen. Es gibt auch unseren evangelischen Kirchen viel zu denken auf, in der das Christentum weithin eher ethisch im Sinne einer umfassenden Nächstenliebe und der Erfüllung des Gebots von Gerechtigkeit und Frieden verstanden wird, die aber keinen so ausgeprägten Sinn mehr für die sakramentale Dimension des Christentums mehr hat. Wir haben hier mit dem geheimnisvollen Lebensweg des Weizenkorns wohl eigentlich kein Paradoxon vor uns, da er doch gleichsam „natürlich“ ist, sondern eher eine gewaltige Provokation. Aber deswegen ist dieser „sakramentale“ Weg zum Heil nicht weniger wahr und realistisch. Denn anders ist wahrscheinlich eine Erneuerung unserer Welt nicht zu haben, kein ewiges Leben schon im Hier und Heute.

.....
Anhang

Nachdenkliches für einen evangelischen Christen

in Glauben, Frömmigkeit und theologischem Denken der östlich-orthodoxen Kirchen.

1. Der Gottesdienst ist keine „Predigt-Veranstaltung“, sondern ein göttliches Heilshandeln für uns, mitten unter uns.

Der orthodoxe Gottesdienst wirkt wie die Inszenierung eines Dramas: mit Türen, die sich öffnen und schließen, und mit Prozessionen durch den Raum der Kirche mitten in der versammelten Gemeinde. Hier geht etwas sinnfällig vor sich. Wir erleben das Kommen des Gottessohnes Jesus Christus zu uns heute mit, wie er im „kleinen Einzug“ als das Wort Gottes in Gestalt des Evangelienbuches mitten in die Gemeinde gebracht wird, und dann im „großen Einzug“ in Gestalt der Abendmahlsgaben seinen Weg nach Jerusalem in sein Leiden zu unserer Erlösung an das Kreuz geht. Dann wird der Vorhang zugezogen, weil das eigentliche Heilsgeschehen im Verborgenen geschieht, hinter der Bilderwand, zwar „für uns“ (**pro nobis**), aber ohne unser Zutun (**extra nos**), um die Ausdrücke der reformatorischen Theologie zu gebrauchen. Am Ende werden die Türen wieder aufgetan, und die Gemeinde empfängt das Brot des Lebens und den Kelch des Heils. Wir werden nicht nur Zeugen der Geschichte Jesu, sondern erhalten auch Anteil an der uns von Gott zugedachten Heilung. Ungewohnt für uns steht nicht die Predigt im Mittelpunkt, wohl aber predigt die dramatische gottesdienstliche Handlung. Und dazu der russische Kirchengesang, der in gewaltiger Kraft und Harmonie ertönt, in gleichsam himmlischen Weisen, wie aus einer anderen Welt – eine Erinnerung daran, dass die Gemeinde auf Erden am Gottesdienst im Himmel teilnimmt, wo die Engel singen.

2. Die christliche Kirche hat eine Geschichte, die nicht mit uns anfängt und die auch nicht von uns abhängt. Es gibt die heilige „Tradition“ vor uns, einen ungebrochenen Strom des göttlichen Segens, von Jesus und den Aposteln her, bis zu uns hin.

Für uns Protestanten gibt es gleichsam nur zwei große Zeiten in der Kirche: die Urkirche der Apostel und die Reformation, sonst eher Mittelmaß, Verformungen und Niedergang. Unser Bild der Kirche ist durch den Gedanken des Abfalls vom Ursprung und der Notwendigkeit ihrer Erneuerung bestimmt. Doch hat der Heilige Geist in der späteren Zeit nicht aufgehört zu wirken. Mit der konstantinischen Wende kam nicht der große Sündenfall, sondern die gottgegebene Chance für die Kirche: die Freiheit von den Verfolgungen für ihr Wirken in der Gesellschaft, die Klärung und Einigung in den Glaubensfragen beim Konzil von Nizäa im Jahre 325. Nicht dass alles dann gut und ideal gelaufen wäre! Es gab immer wieder Kirchenkämpfe und Krisen, Irrungen und Wirrungen, Intrigen und Skandale. Aber die Grunderfahrung in der Geschichte

war die göttliche Führung und Bewahrung, trotz Einbruch des Islam, Fall von Konstantinopel 1453, Jahrhunderte der Türkenherrschaft und Sowjetregime. Da musste man immer am Alten festhalten und alle Neuerungen durch fremde Religionen und Ideologien abwehren. Daher der konservative Grundzug und das Bewusstsein, dass sich der alte Glaube bewährt hat.

3. Unser Glaube ist wohl persönlich, aber er ist nicht mein Glaube, sondern der Glaube der Kirche von den Anfängen her, der „Glaube der Väter“.

Was uns bei den Orthodoxen auffällt, ist die zentrale Bedeutung der Kirche und ihres Gottesdienstes für den Glauben. Wir Protestanten meinen, auch ohne die Kirche gute Christen sein zu können. In Wahrheit haben auch wir unseren christlichen Glauben nur durch die Kirche, in ihr und mit ihr. Wir haben ihn nicht allein, sondern mit den anderen zusammen. Wir sind Christen nur als Mit-Christen. Es gibt kein Einzelchristentum. Der Glaube ist Gemeinschaftssache, keine persönliche Leistung, schon gar keine intellektuelle. Wir müssen nicht „alles glauben“. Wir werden in unserem „kleinen Glauben“ getragen und gestärkt in der großen Gemeinschaft der Kirche, durch das Hören auf die Predigt, das Singen zu Gottes Lob, das Mitbeten für die anderen. Der geteilte Glaube ist doppelter Glaube. Die Orthodoxen hängen an ihrer Kirche und lieben sie, als die „Mutter“ ihres Glaubens, was auch Luther und Calvin noch genau so haben sagen können.

4. Es gibt besondere Räume, Dinge und Handlungen, die Gott in Anspruch nimmt, um uns mit Segen und Heil zu begegnen. Wir nennen sie „heilig“. Wir Protestanten sollten aufs Neue das Gespür für dieses Heilige gewinnen und die Ehrfurcht davor lernen.

Nehmen wir die Heilige Schrift! Sie hat für uns eine einzigartige Bedeutung. Evangelisches Christentum ist Bibelchristentum. Aber wie „heilig“ ist sie uns? Wie oft und in welcher Geishaltung lesen wir sie? Für die Orthodoxen ist die Bibel in erster Linie ein gottesdienstliches Buch, nicht so sehr zur kritischen wissenschaftlichen Erforschung und zur persönlichen Erbauung bestimmt, sondern zum Hören und Aufmerken auf die „göttliche Weisheit“, die aus ihr spricht. Zum Zeichen ihrer Verehrung küssen sie Bibel und Ikonen, weil ihnen hier Göttliches begegnet. Auch der Kirchenraum ist nicht ein Raum wie jeder andere, sondern der „Ort, da deine Ehre wohnt“, die Stätte, an der wir Gott nach seiner Verheißung begegnen dürfen (Matth.18, 20). Und die Gaben des Heiligen Abendmahls? Sind sie uns heilig als gewisses Unterpfand der Vergebung der Sünden und des ewigen Lebens! Dann die „heilige Kirche“, die „Gemeinschaft der Heiligen“, zu der wir uns im Credo bekennen – gebührt ihr nicht auch Ehrfurcht? Nicht dass sie ohne Fehler wäre, aber in ihr und durch sie gewinnen wir teil an Gottes Segen und Heil, durch die „heiligen Dinge“, sein Wort und Sakrament. „Gott ist bei ihr drinnen“. Mit seiner Gegenwart in ihr rechnen wir doch in betender Erwartung.

5. Wir sollen keine christlichen Anfänger bleiben. Wir können im Glauben wachsen, im Verstehen seiner Inhalte, aber mehr noch im Leben aus der Kraft des Glaubens, in der Nachfolge Jesu, im gelebten Christentum.

Die theologische Sprache nennt das Heiligung. In der Bibel ist von einem „Zunehmen“, von einem „immer vollkommener Werden“ die Rede. Darüber lesen wir gern hinweg: Wir scheuen davor zurück, weil es uns unbehaglich ist, weil wir es als „Werkgerechtigkeit“ ansehen oder weil wir uns eher auf unsere „Schwachheiten“ fixieren, als dass wir mit Gottes Kraft rechnen, sie zu überwinden. Die Orthodoxen glauben weit unbefangener und zuversichtlicher an ein solches christliches Wachsen, sie erstreben es bewusst und arbeiten daran: durch Beten und Fasten, durch das Tun der barmherzigen Werke, durch eine Lebensdisziplin der Bescheidung und des Verzichtenkönens, und durch das Gedenken an die Heiligen, an denen sichtbar wird, was Gottes Kraft und Gnade in uns Menschen zu bewirken vermag. Auch wir haben solche Heiligen.

6. Das orthodoxe Christentum ist eher johanneisch geprägt, unser westliches Denken stark paulinisch. Es täte uns gut, unseren Glauben auch auf den Bahnen des Johannesevangeliums zu verstehen.

Das große Thema der Rechtfertigung findet sich beim Apostel Paulus. Luther hat das Evangelium durch ihn wieder verstanden: „Gottes Gerechtigkeit“ – nicht als die des strengen Richters,

sondern als die „Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“, als die uns geschenkte Gerechtigkeit Christi. Das orthodoxe Denken hält sich stark an das Johannesevangelium, das Gottes erlösendes Tun am Menschen nicht als Rechtfertigung, sondern als „Verherrlichung“ beschreibt. Ein ungewohnter und ungewöhnlicher Ausdruck! Gemeint ist die Wiederbegabung mit dem ursprünglichen menschlichen Wesen, wie es Gott zu Anfang gewollt und geschaffen hat: Gott und Mensch im Frieden; ein geheiltes, gesegnetes Gottesverhältnis, die Genesung von unseren menschlichen Deformationen durch den Sündenfall. Auch Paulus spricht davon, dass wir alle des „Ruhmes“ (wörtlich: der Herrlichkeit) ermangeln, die wir bei Gott haben sollten (Röm 3,23-24). Gemeint ist ein anderes, ewiges Leben, die Gesundung unseres Lebens durch den Glauben, wie sie das Thema bei Johannes ist, von der neuen Geburt (Joh.3) über die Heilungen (Joh 4, 5 und 9) bis zur Auferweckung des Lazarus (Joh 11). Vielleicht finden wir damit heute einen besseren Zugang zur Mitte unseres Glaubens als mit der Rechtfertigungslehre.

Geistliche Annäherungen an die Geschichte „Der Student“ von Anton Tschechow

Einer Begrüßung der Referentin Dr. Anna Briskina-Müller aus Halle und der anwesenden Pfarrfrauen und Pfarrer durch die Superintendentin Ute Kannemann folgt die Andacht. Hervorhebungen im Druck durch E.U. Küppers

Ernst Udo Küppers liest von Anton Tschechow die Geschichte „Der Student“ vor, innerhalb derer ausführlich an die Verleugnung des Petrus erinnert wird (Lukas 22, 54-62 und Parallelen). In Kopie liegt allen die Geschichte vor, Ausgabe: Anton Tschechow, Rothschilds Geige. Erzählungen 1893-1896, Diogenes Taschenbuch 20265, Zürich 1976, S. 128-132.

Zur Geschichte in Beziehung gesetzt als liturgisches Element werden das Lied „Ich will dich lieben, meine Stärke“ (Johannes Scheffler=Angelus Silesius, EG 400, 1-7. Strophen 1+2, 3-5, 6+7 lassen sich verknüpfen mit Teilen der Geschichte. Hervorgehoben sei: „du hochgelobte Schönheit du“, „erleucht mir Leib und Seele ganz“). Außerdem Johannes 21, 15-19 und zwei Gebete von Carlo M. Martini. Das erstgenannte Gebet direkt innerhalb der Andacht, das zweitgenannte am Schluss des Pfarrkonventes.

Anton Tschechow selbst war, laut einer Äußerung Ivan Bunin gegenüber, seine Erzählung „Der Student“ eine der liebsten. In ihr lässt sich nicht so sehr der Skeptizismus, vielmehr aber der Optimismus des Autors belegen, der im übrigen mit der russischen orthodoxen Tradition des christlichen Glaubens durch seine Herkunft und die Praxis seiner Familie vertraut war.

Die Geschichte schließt: „... da dachte er daran, dass die Wahrheit und Schönheit, die das menschliche Leben dort, im Garten und im Hof des Hohenpriesters, geleitet hatten, sich ununterbrochen bis heute fortsetzten und offenbar die Hauptsache bildeten im menschlichen Leben und überhaupt auf Erden..., und das Leben schien ihm bezaubernd, wunderbar und von einem tiefen Sinn erfüllt.“

Einige wenige Erläuterungen zum besseren Verständnis (z.B. zu den drei genannten Epochen russischer Geschichte: Rjurik, Ivan Grossni, Peter der Große, und zu dem Satz „Warst du heute zu den zwölf Evangelien?“, Liturgie Gründonnerstag/Karfreitag, Lektionen der Passionsgeschichte). Mögliche biblische Bezüge (z.B. Garten Eden 1. Mose 2,15, Garten Getsemane - Mt 26,36ff, Seligpreisungen - Mt 5,3-10, Gleichnis vom Kornbauer - Lk 12,16ff, Lohn der Nachfolge - Lk 18,28ff, Verklärung Jesu - Mt 17,1ff, Bergpredigt - Mt 5-7, Gebet Jesu auf dem Berg - z.B. Mt 14,23, und damit das AT nicht fehlt: Prediger 3, 10-13; 12, 1-8 (Skepsis), Jesaja 40, 28-31 (Hoffen und Harren, wenn man so will: Optimismus).

Da nun in dieser Erzählung und laut ihrer Erkenntnis des Studenten am Schluss „Wahrheit und Schönheit“ offenbar die Hauptsache bilden im menschlichen Leben und überhaupt auf Erden, also auch für uns, die Leser und Hörer selber, können zur Interpretation und zum eigenen Fortschreiten im Glauben die folgenden Zitate/Texte hilfreich sein.

- Schönheit und Heil - Waclaw Heyniewicz
- Wohin geht die Reise der Kunst - Wieland Schmied
- Das „Leben im Geist“ - Hans Martin Barth
- Predigt von Metropolit Filaret
- Gebet von Carlo M. Martini
- Gebet von Carlo M. Martini

1. Schönheit und Heil – Über die Eschatologie der Ikone

Der Schlüssel zum Geheimnis des letzten Schicksals der Menschen und der Welt ist die Frage nach dem Guten und Schönen. Nur das Gute und das Schöne haben die Kraft zur Rettung. Werden sie einmal siegreich sein? Werden sich das Gute und das unendlich Schöne als siegreich erweisen? Darf man erwarten, dass das göttlich unendliche Gute und Schöne auch die widerspenstige Freiheit der Geschöpfe an sich ziehen wird? Werden Liebe und das Erbarmen des Schöpfers endgültig seine Geschöpfe aus dem Zustand des Verlorenseins und der Vernichtung befreien? Welche Logik ist da nötig, um dem geheimnisvollen Los des göttlich Schönen in den Geschöpfen nahezukommen? (S. 145)

Das was die orthodoxe Tradition als Vergöttlichung (theosis) bezeichnet, ist Teilnahme am Licht und an der Schönheit Gottes, ein dem Licht Ähnlichwerden, ein freiwilliges Schenken des eigenen Inneren. (S. 158)

Über die Schönheit beruft die absolute Freiheit Gottes die gebrechliche menschliche Freiheit zu Seiner Teilhabe. Mit Seiner göttlichen Schönheit zieht Er an, „be – geistert“ und entzückt. Christus, der Erlöser, lädt den Menschen ein, überzeugt und zieht ihn zum Vater des Weltalls hinan. Damit läßt Er ihn durch alles, was Er für die Rettung der Menschen getan, Seine Güte und Schönheit erkennen. Die Schönheit Seines Wesens entzückt, begeistert und verwandelt, reißt empor.

Das Angezogensein vom Schönen ist ein wesentliches Element der Eschatologie der Ikone... Die Theologie der Ikone ist eine Theologie der wirklichen Gegenwart Gottes und der realen, durch den Heiligen Geist gewandelten Welt. (S. 158f.)

*Waclaw Heyniewicz
OMI, Lublin, in: Ortho-
doxe Studien 48, Sept.
2000, H. 2-3, S.145-161*

2. Wohin geht die Reise der Kunst?

Wer von der Schönheit spricht, der berührt gleichzeitig die Frage nach der Wahrheit, ob er will oder nicht. Die beiden Begriffe hängen in eigenartiger Weise zusammen. (S. 35)

Die Frage nach der Wahrheit umfasst immer auch die Frage nach dem möglichen Sinn – nach dem Sinn der Welt und nach dem Sinn der menschlichen Existenz, der Realität unseres Hierseins. Darum geht die Frage nach der Wahrheit über die Feststellung einer bestimmten, naturwissenschaftlichen fassbaren Wirklichkeit hinaus. Darum meint sie etwas Absolutes. Insofern berührt sie sich mit der Schönheit, wenn wir diese nicht in jenem entleerten bourgeoisen Verständnis akzeptieren wollen, das Nietzsche mit Recht attackiert. (S. 37/38)

Appell: Verachtet mir die Schönheit nicht! Verbannt die Schönheit nicht leichtfertig aus eurem Leben, es wird ohne Schönheit nur sehr viel ärmer. Vor allem, wenn unsere Idee der Schönheit durch all die Prüfungen und Härtebäder gegangen ist, die die Moderne ihr mit ihrem Wahrheitsanspruch auferlegt hat. Mag sich unser Begriff der Schönheit auch im Laufe der Jahrhunderte wieder und wieder gewandelt haben, unsere Vorstellung von Schönheit zielt – so unterschiedlich diese jeweils in Erscheinung tritt – auf etwas Absolutes. Das Verlangen nach Schönheit ist tief in der menschlichen Seele verankert. Wir dürfen es nicht verleugnen. (S. 64)

*Aus: Wieland Schmied,
Wohin geht die Reise
der Kunst? Radius Verlag
Stuttgart 2003, In: Über
Schönheit, Wahrheit
und Schönheit – noch
immer Schlüsselworte
der bildenden Kunst?*

3. Das „Leben im Geist“

Das „Leben im Geist“ führt nach orthodoxem Verständnis in einen Prozess, der sich in Stufen beschreiben lässt.

Der erste Schritt besteht für den sündigen Menschen darin, dass er sich seiner Situation vor Gott bewusst wird und Buße tut. Er wird unter großer psychischer Anstrengung und nicht ohne körperliche Askese versuchen, sich von seinen Gebundenheiten an die Welt des Irdischen zu lösen. Dies ist die Stufe der Reinigung, die sich freilich nicht einfach aufgrund eigenen Entschlusses herbeiführen lässt, sondern bereits eine Wirkung der göttlichen Gnade darstellt. Das zeigt sich besonders daran, dass sie mit der „Gabe der Tränen“ verbunden sein kann: Der Gläubige weint über den Zustand der Verderbtheit, von dem Gott ihn befreien will.

Aus: Hans Martin Barth, *Spiritualität, Bensheimer Hefte 74, Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen, S. 27f*

Die zweite Stufe ist die der Erleuchtung, die sich vornehmlich im Gebet vollzieht; hier hat gerade das Herzensgebet eine wichtige Funktion. Die Intensität des ernsthaften Gebets wächst und verändert den Betenden:

„Die Seele, die gewürdigt worden, teilzunehmen an dem Geist des Lichtes selbst, ...die durchleuchtet ist von der Schönheit seiner unaussprechlichen Herrlichkeit, wird ganz Licht, ganz Antlitz, ganz Auge...“ (Makarios der Ägypter). Wie es auf der ersten Stufe um die Aufkündigung der falschen Beziehungen zum irdischen geht, so in der Erleuchtung um die Entfaltung der wahren und dem Geschöpf gemäßen Beziehung zu Gott. Sie gelangt zum Ziel in der „Vergottung“, die „mit der Kommunion des Leibes und des Blutes Christi antizipatorisch erlebt“ wird. (S. 27/28)

4. Orthodoxe Predigt am 10. Juni 1976 zu Galater 5,22f.

Nach orthodoxem Verständnis sind Spiritualität und Kirchlichkeit auf das engste miteinander verbunden und allein durch lebendige religiöse Erfahrung erkennbar. Was bedeutet Kirchlichkeit? Kirchlichkeit – das ist neues Leben, Leben im Heiligen Geist. Und was ist das Kriterium für ein solches Leben? Es ist dies die Schönheit. Ja, es gibt eine besondere geistliche Schönheit. Diese ist zwar mit logischen Formeln nicht zu erfassen und ist doch der einzig wahre Weg zur Erkenntnis dessen, was richtig und was falsch ist. Orthodoxer Geist und orthodoxe Gestalt können nur emotional erfasst werden, nicht aber durch mathematische Berechnungen. Orthodoxie beweist sich nicht, sie zeigt sich. Deshalb gibt es für jeden, der die Orthodoxie begreifen will, nur einen Weg, die unmittelbare orthodoxe Erfahrung.

Der heilige Serafim Sarovskij betonte, dass als Folge des allgemeinen Erkaltes lebendigen Glaubens und der wachsenden Gleichgültigkeit der Christen gegenüber dem Walten der göttlichen Vorsehung Sinn und Ziel geistlichen Lebens entstellt werden. Er schreibt: „Unser Unglück besteht darin, dass wir nicht gleichermaßen, wie wir an Jahren zunehmen, auch reicher werden an der Gnade und Weisheit Gottes, so wie es unser Herr Jesus Christus wurde. Wir verderben indessen und büßen immer mehr den Segen des Allheiligen Geistes Gottes ein, wir werden auf vielfältige Weise sündige, ja zutiefst sündige Menschen.“ Das Erkalten des christlichen Glaubens führte der heilige Serafim Sarovskij zurück auf verschwommene, unklare und häufig anzutreffende falsche Vorstellungen der Gläubigen vom Ziel christlichen Lebens. Skeptisch verhielt er sich gegenüber allgemeinen moralistischen Bedürfnissen wie Kirchengang, Gebet, Befolgen der Gebote, Vollbringen guter Werke. Er sagt: „Ziel christlichen Lebens ist es, den Geist Gottes zu erwerben; jeder geistlich lebende Christ sieht darin den Sinn seines Lebens.“

Auch wir Menschen des 20. Jahrhunderts müssen danach trachten, die Gaben des Heiligen Geistes zu erwerben. Auch wir, ob Theologen, Ordinierte oder gläubige Laien, brauchen die Gaben des Geistes – Liebe, Freude, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit. Wir alle sind aufgerufen, danach zu streben und einander in diesem Streben zu stärken. Amen.

5. Gebet

Herr, gib mir die Gnade, den wahren Status meines Lebens zu erkennen,
lass die Klarheit über meinen Beruf auf der Klarheit über meine Existenz gründen,
damit diese beiden Fakten in mir zusammen gehen und mit mir wachsen.
Das menschliche Wesen des Petrus hat die Begeisterung und die Auflehnung,
die Freude und die Bitternis, die Klarheit und die Erniedrigung,
die Anmaßung und die Verzweiflung gekannt.

Lass nicht zu, dass wir unseren Weg mit halb geschlossenen Augen gehen
wie im Traum, ohne uns Rechenschaft darüber zu geben,
wer wir sind und wohin wir gehen,
ohne die äußeren und inneren Einflüsse zu erkennen, die auf uns lasten.

Aus: Metropolit Filaret von Kiev und Galic, *Predigt im Schlussgottesdienst des 7. Theologischen Gespräches zwischen Vertretern der Russischen Orthodoxen Kirche und der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 6. bis 10. Juni 1976 in der Evangelischen Akademie Arnoldshain am 10. Juni 1976, in: Beiheft Ökumenische Rundschau 34, Verlag Otto Lembeck, Frankfurt, S. 36f.*

Hilf uns zu sehen, wie zerbrechlich, schwach und gefährdet unsere Freiheit ist;
Wie oberflächlich unser Vorsatz, wie unvollkommen unsere Absicht
Und wie unbeständig unser Entschluss.
Lass uns demütig Selbsterkenntnis lernen, um auch deine Liebe zu finden
in Jesus Christus, deinem Sohn, unserem Herrn,
der uns sucht und zurück holt zu dir. Amen.

*in: Carlo M. Martini, Im
Zweifel nicht untergehen,
Petrus und der Weg der
Christen, Herder Verlag
Freiburg 1994, S. 58*

6. Gebet

Herr, wir können nicht von dir reden, und unsere Worte sind immer schwach,
ungenau und nicht ganz treffend.
Du allein bist das Wort, und wir bitten dich, sei Wort für jeden von uns.
O Jesu, bekunde dich uns als Wort des Lebens, damit wir erkennen,
dass du der Sinn, die Bedeutung des Daseins bist,
dass du uns den Beruf schenkst, der über unseren Lebensweg entscheidet.
In dir sieht man den Vater, du strahlender Abglanz des Vaters,
hilf uns als Gekreuzigter und Auferstandener bei der Betrachtung deines Antlitzes,
den Vater zu schauen;
hilf uns beim Hören auf dich, den Vater zu hören, denn du bist das letzte, das endgültige
Wort, das alles besagt, was der Mensch ersehnen kann.
Zeige dich uns, Jesus, in deiner Menschheit und in deiner Gottheit.
Lass uns in dir den Absoluten, den Vollkommenen, den Ewigen,
den Unermesslichen begreifen,
den, nach dem sich unsere Hoffnung ausstreckt und von dem unser ganzes Leben,
jedes Molekül unseres Leibes, all unsere Gedanken, Bewegungen und Taten abhängen.
Herr Jesus, menschengewordenes Wort Gottes, unser Freund und unser Bruder,
lass für uns in dir den dreifaltigen Gott offenbar werden, ihn, der alles ist und Leben und
Tod in seiner Hand hält, Zeit und Ewigkeit, Freude und Schmerz,
Nacht und Tag.
Du, Herr, bist das Endziel unseres Lebens, denn du bist die Liebe. Amen.

*Gebet nach Carlo M. Mar-
tini in: Carlo M. Martini, Im
Zweifel nicht untergehen,
Petrus und der Weg der
Christen, Herder Verlag
Freiburg 1994, S. 38f.*

Abendandacht

Orgelmusik

Begrüßung

Lied EG 576 Die Gnade unsres Herrn Jesu Christi

Abendgebet aus der russischen orthodoxen Tradition

Abends, morgens und mittags loben wir Dich, Gebieter über das All. Wir preisen dich, wir danken Dir und bitten Dich, menschenfreundlicher Herr, lenke unser Gebet in Deine Gegenwart und lass unsere Gedanken nicht abirren zu schlechtem Reden und Sinnen, sondern befreie uns von allem, was unseren Seelen schaden kann. Zu Dir, Herr, erheben wir unseren Blick, und auf Dich setzen wir unsere Hoffnung. Denn Dir gebührt aller Ruhm, alle Ehre und Anbetung, dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist, jetzt und allezeit und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!

(aus: Machtet herrlich sein Lob, hg. von Eva-Maria Bachmann, Neukirchen Vluyn 1987, S. 19)

Liebe Schwestern und Brüder,

die Orthodoxie ist geprägt von der Doxologie, der Anbetung und dem Lobpreis des dreieinigen Gottes, von dem Teilhaben-Dürfen an seiner Herrlichkeit. Das allen Christen und Kirchen gemeinsame Vaterunser schließt mit einer sogenannten Doxologie.

Deshalb wollen wir in einer jeweils durch kurze Stille-Momente unterbrochenen Lesung der Auslegung des Vaterunsers von Alexander Schmemmann folgen.

Doch zunächst: Wer war Alexander Schmemmann?

Alexander Schmemmann (1921–1983) gehört zu den bedeutendsten Stimmen der orthodoxen Theologie des 20. Jahrhunderts. Sein theologisches Denken geht von der Erfahrung der orthodoxen Theologie aus. Dabei hat er immer ein ausgeprägtes Interesse an ökumenischen Entwicklungen gehabt. Als russischer Emigrant in Paris studierte er in den 1940er Jahren am dortigen St. Sergius Institut. Die damalige Konstellation war für den Austausch zwischen den Konfessionen nicht ungünstig ... Als die Anliegen der liturgischen Reform durch das II. Vatikanische Konzil kirchenamtlich rezipiert wurden, war Schmemmann offizieller Beobachter der russischen orthodoxen Kirche in Rom. In seinem langjährigen Wirken als Professor und Dekan am St. Vladimir's Orthodox Seminary (Crestwood, New York) hat er in vielfältigen Studien das Programm einer liturgischen Theologie entwickelt, deren Impulse auch über die orthodoxe Theologie hinaus aufgenommen worden sind. Sein letztes und vielleicht bedeutendstes Buch „Eucharistie – Sakrament des Gottesreichs“ ist das Ergebnis langjähriger Reflexion über die „Göttliche Liturgie“, den zentralen Akt kirchlichen Lebens. ... Hier nimmt Christus die Gläubigen hinein in sein Zeit und Tod überwindendes Leben. *(vergl. J.-H. Tück, Vorwort zum gen. Werk, Freiburg 2005)*

Ich möchte zusätzlich zwei evangelische Theologen zitieren, die sich ausgiebig mit der Orthodoxie und mithin eben auch mit der Bedeutung des gemeinsamen Vaterunsers beschäftigt haben:

Wolfgang A. Bienert

Wo diese Worte gesprochen werden, kann die Weite der Gemeinschaft aller Glaubenden in den Sinn kommen. Denn die Christenheit ist durch diese Worte durch die Jahrhunderte der Kirchengeschichte hindurch nicht nur mit Gott, sondern auch direkt miteinander verbunden gewesen und wird es auch in Zukunft sein. *(in: Das Vaterunser. Im Anrufen vereint. Eine ökumenische Auslegung. Frankfurt 2001, S. 77)*

Hans-Martin Barth

Es kann doch nur in einer sträflichen Vernachlässigung des Vaterunsers liegen, wenn diese Gemeinden sich nicht um ein geistlich fruchtbares Verhältnis zueinander bemühen!

(aus: Das Vaterunser als ökumenisches Gebet in: Hans-Martin Barth, Begegnung wagen – Gemeinschaft suchen, Bensheimer Hefte 94, Göttingen 2000, S. 211)

Alexander Schmemmann zum Vaterunser (zusammenfassend)

Wir haben gesehen, dass sich hinter jedem Wort, hinter jeder Bitte eine ganze Welt geistiger Wirklichkeiten, geistiger Beziehungen eröffnet, über die wir nie nachgedacht, die wir in der Hast des Alltags verloren haben. Von diesem Gesichtspunkt aus ist das „Vater unser“ mehr als ein Gebet; es ist eine Offenbarung und Enthüllung jener geistigen Welt, für die wir geschaffen sind, jener Hierarchie der Werte, die uns allein erlaubt, alles in unserem Leben an seinen Ort zu stellen. In jeder Bitte finden wir eine ganze Schicht von Selbsterkenntnis, eine ganze Offenbarung über uns selbst.

„Unser Vater im Himmel, geheiligt werde dein Name.“ – Das heißt, dass mein Leben auf das höchste, göttliche, absolute Sein hin bezogen ist und nur in dieser Beziehung seinen Sinn, seine Beleuchtung und Richtung findet.

Gebetsstille –

„Dein Reich komme.“ – Das heißt, mein Leben ist dazu bestimmt, von diesem Reich der Güte, Liebe und Freude erfüllt zu werden, damit es von der Kraft des Reiches, das den Menschen von Gott enthüllt und geschenkt worden ist, durchdrungen und durchleuchtet werde.

Gebetsstille –

„Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf Erden.“ – Auf dass ich mein Leben nach diesem guten Willen bemesse und beurteile, damit ich darin ein unbestreitbares Sittengesetz finde, damit ich ihm meinen Eigenwillen, meinen Egoismus, meine Leidenschaften, meine Torheit unterwerfe.

Gebetsstille –

„Unser tägliches Brot gib uns heute.“ – Damit ich mein ganzes Leben, all seine Freude und all sein Leid, die Schönheit, aber auch den Schmerz als Gabe aus Gottes Hand mit Dank und Ehrfurcht entgegennehme. Auf dass ich nur vom Unentbehrlichen, vom Wesentlichen und Höchsten lebe und mich nicht mit Dingen befasse, in denen sich das unschätzbare Geschenk des Lebens verzettelt.

Gebetsstille –

„Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir unseren Schuldnern vergeben haben.“ – Damit ich stets von dem Geist der Vergebung erfüllt bin, vom Wunsch, das ganze Leben auf der Liebe aufzubauen, damit alle meine Fehler, alle meine Schulden, alle die Sünden meines Lebens zudeckt werden durch die hell leuchtende Vergebung Gottes.

Gebetsstille –

„Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“ – Damit es mir in der Hingabe an Gottes geheimnisvollen und strahlenden Willen und mit seiner Hilfe gelinge, alle Versuchung zu überwinden, und vor allem die größte, schrecklichste von allen, die Blindheit, die nicht erlaubt, ja verhindert, in der Welt und im Leben die Gegenwart Gottes wahrzunehmen, die Gott aus dem Leben verbannt und damit das Leben blind und böse macht; auf dass ich der Macht und dem Zauber eines bösen Menschen nicht nachgebe, damit ich der Zweideutigkeit und List des Bösen, das sich stets als Güte verkleidet, stets die Gestalt eines Lichtengels annimmt, in mir nicht Raum gebe.

Gebetsstille –

Und das Herrengebet schließt und wird mit dem feierlichen Lob gekrönt: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit“ (Mt. 6,13) – drei Schlüsselworte und biblische Begriffe, drei Hauptsymbole des christlichen Glaubens.

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.“ – So endet das Gebet des Herrn. Und solange wir es nicht vergessen, solange wir es im Gedächtnis behalten und unablässig wiederholen, bleibt unser Leben auf das Reich hin geöffnet, es wird mit Kraft erfüllt, leuchtet in Herrlichkeit auf, ihm gegenüber bleiben die Finsternis, der Hass und das Böse machtlos.

(Vater unser. Johannes Verlag Einsiedeln, Freiburg 2008, Kap. 8, S. 75-79 oben, S. 82 unten bis 83 Ende)

EG (Nordelbien) 785.9 Wechselgebet (Preces)

L: Herr, wir bitten dich in dieser Abendstunde für alle deine Kinder:

G: Lass sie Ruhe finden bei dir von allen ihren Werken

Wir bitten dich für alle, die du mit deiner reichen Güte beschenkt hast:

Bewahre sie vor Hochmut, dass sie dich allein fürchten und ehren.

Wir bitten dich für alle, die deine Hand gebeugt hat:

Richte sie auf mit dem Wort deiner Liebe.

Wir bitten dich für alle Glieder unserer Gemeinde:

Geleite sie durch dieses Erdenleben in dein ewiges Reich.

Wir bitten dich für alle, die unserem Herzen lieb und wert sind:

Erhalte sie in deinem Schutz und Frieden.

Wir bitten dich für alle, die unserem Herzen fremd und feind sind:

Nimm weg, was uns scheidet, und schenke uns Frieden und Eintracht.

Wir bitten dich für alle, die verlassen sind:

Kehre ein bei denen, die deiner bedürfen.

Wir bitten dich, Herr, dass bald komme dein Tag:

Lass uns dein Licht aufgehen und erwecke uns zu neuem Leben.

Gebetsstille –

Nach der Gebetsstille wird das Vaterunser vierstimmig gesungen nach ostkirchlicher Tradition

EG (Nordelbien) 673.1

Segen

Abend der Begegnung

für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Osteuropa Ausschusses des Arbeitskreises Tambow, des Bezirksausschusses Heilig-Geist, des Arbeitskreises Offene Hospitalkirche, des Presbyteriums der Kirchengemeinde Wetzlar, des Ausschusses für Ökumene und Catholica im Kirchenkreis,

für die Vorsitzende der ACK Wetzlar-Giessen, den Vorsitzenden des Sozial Ethischen Ausschusses der Kirchenkreise Wetzlar und Braunfels, die Kreissynodalvorstände beider Kirchenkreise

sowie Gäste

Begrüßung im Namen des Osteuropa Ausschusses

Die von nah und fern – die deutschsprachigen und die russischsprachigen, die Evangelischen, die Orthodoxen, die Baptisten – alle, die im Dienst der Kirche Jesu Christi stehen – alle, die auf dem Wege sind – die mit Amt und ohne Amt – die Musikalischen und die Unmusikalischen.

Zaiga Vilde auf der Kokle

Zaiga Vilde aus Riga studierte in Giessen Deutsch und arbeitet seit mehreren Jahren bei Campus für Christus, einer Hilfsorganisation, die in Vernetzung mit Global Gain Network Menschen in Not hilft. Von 1996 bis 2004 wurden die Humanitär Transporte aus Wetzlar nach Tambow über diese Organisation abgewickelt. Die Kokle ist ein lettisches Volksinstrument aus Birkenholz, deren Entstehung bis ins 15. Jahrhundert reicht und mit einer Zitter, einer Kantele oder einer Gusli verglichen werden kann.

50 Jahre Dialog EKD–ROK und wie es dazu kam

Die Kokle ist ein leises Instrument – Der Dialog war und ist ein leises Geschehen – Männer und Frauen haben in jahrelanger Vorarbeit den Weg zu den Dialogen geebnet.

Text 1 Der 2. Weltkrieg hatte die Kirchen in Ost und West neu zu Gesprächen herausgefordert. Den ersten offiziellen Dialogen gingen Briefe, Gespräche, inoffizielle Treffen Vertreter beider Kirchen voraus, die bereits 1948, also unmittelbar nach Beendigung des 2. Weltkrieges ihren Anfang nahmen. Die Erfahrungen in den Jahren des Krieges, die Millionen von Kriegstoten, Gefangenen und Vertriebenen waren der Auslöser für die Leitungen beider Kirchen, theologische Fragen, die das Leben ihrer Kirchen und jeweiligen Gesellschaften bewegten, aufzugreifen und im Dialog zu bearbeiten. Eine wichtige Rolle auf deutscher Seite spielte in dieser Zeit Dr. Hildegard Schaefer, die als Slavistin und Theologin als Ostkirchenreferentin im damaligen Außenamt der EKD arbeitete und als Überlebende des KZ Ravensbrück auf Begegnungen und Erfahrungen mit Häftlingen aus Osteuropa zurückgreifen konnte. Anfang 1952 reiste Kirchenpräsident Martin Niemöller, Leiter des Kirchlichen Außenamtes der EKD, auf Einladung des Patriarchen Alexej I. nach Moskau. Diese Reise löste in der Öffentlichkeit erwartungsgemäß heftige Proteste aus und wurde als eine politische Reise angesehen.

1954 reiste eine Delegation aus Ost- und Westdeutschland unter der Leitung von Dr. Gustav Heinemann, dem damaligen Präses der EKD-Synode, zu den Kirchen der Sowjetunion und berichtete, in der Sowjetunion „eine hörende, singende und betende Gemeinde“ gefunden zu haben. Im April 1955 kam auf Einladung der Evangelischen Kirche im Rheinland der erste offizielle russisch orthodoxe Besuch nach Deutschland, an dessen Spitze Metropolit Nikolaj als Leiter des Kirchlichen Außenamtes in Moskau stand. Die bewegendste Begegnung zwischen Christen aus der Sowjetunion und Protestanten aus Deutschland fand wenige Monate später statt, kurz vor der Reise Adenauers nach Moskau. An der Spitze dieser Delegation stand der rheinische Präses Heinrich Held. Im Gottesdienst in der Nikolaus Kathedrale in St. Petersburg

aus: „Frieden mit der Sowjetunion“ Dietrich Goldschmidt, Gütersloher Verlagshaus 1989

wurde „im Ansprechen von Schuld und Vergebung eine Brücke der Aussöhnung zwischen den Völkern zeichenhaft beschriftet.“

Text 2 „ In der Leningrader Nikolaus-Kathedrale, einem großen weiträumigen zweistöckigen Barockbau, sprach Präses Wilm, nachdem zuvor der Priester der Kathedrale die Delegation begrüßt hatte. Dieser hatte die beiden wichtigsten Stücke des kirchlichen Lebens in der russischen Orthodoxie geschildert. „Wir lieben unsere Kirche(n). Sie sind für uns das Zuhause, in dem unsere Seele ausruhen kann. Deshalb sind unsere Kirchen alltags und sonntags offen und gefüllt. Und wir lieben das Gebet. Deshalb sind wir auch schon stundenlang hier (die Gemeinde hatte vier Stunden auf den Besuch der Delegation stehend und bei großer Hitze warten müssen). Wir möchten euch sagen, wir sind der Feindschaft müde. Wir wollen bei Menschen suchen, was heilig ist. Wir suchen nach Freundschaft und Brüderschaft. Euer Kommen ist uns ein Unterpfand dafür, dass dieses Suchen nicht vergeblich ist.“ Präses Wilm antwortete darauf: „ Wir haben die weite Reise gemacht, um zu sehen, ob Christen hier sind. Wir kamen in ein fremdes Land und meinten, auch in eine fremde Kirche zu kommen. Aber wir haben auch in ihr das Vaterhaus mit Brüdern und Schwestern gefunden. Unsere beiden Völker sind durch eine Zeit gegangen, in der Blut und Tränen über uns kamen. Wie weit hat der Krieg unsere Völker voneinander entfernt! Aber nun sind wir gekommen und bitten euch: Lasst uns einander vergeben, was wir im Herzen gegeneinander haben. Wir bitten euch, vergebt uns, was unser Volk eurem Volk angetan hat. Im Neuen Testament steht das Wort; Er ist unser Friede. Wir werden unseren Gemeinden zu Haus erzählen, dass hier Menschen sind, die mit uns Brüder und Schwestern sein wollen. Gott segne euch. Der Herr ist auferstanden.“ Die Bitte um Vergebung wurde aus der Gemeinde heraus mit dem vielstimmigen Ruf beantwortet: „Gott segne euch – der Herr ist wahrhaftig auferstanden.“ Männer und Frauen in der Kathedrale weinten laut.“

Text 3 Von 1959 bis 2008 fanden unter der Bezeichnung Arnoldshainer Dialoge – der erste Dialog fand in der Evangelischen Akademie Arnoldshain statt – (einschließlich der Sagorsker Gespräche: Dialog des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR mit der ROK seit 1968) 24 Begegnungen in beiden Ländern statt. Die Themen beinhalteten klassische theologische Themen wie Taufe, Abendmahl, Heiliger Geist und gesellschaftspolitische. 2005 fand in Moskau das 23. Gespräch mit dem Thema Werte statt, beim 24. Gespräch in Wittenberg ging es um Freiheit und Verantwortung.

Wer ist Zaiga Vilde? – Ein Interview

Zaiga berichtet von ihrer Familie in Lettland, von der Arbeit bei Campus Christus, von den Reisen nach Armenien, Russland, der Ukraine, Lettland, den Kinderfreizeiten für sozial schwache Familien. Ihr Motto: „Gebt den Hungrigen zu essen, nehmt Obdachlose bei euch auf, und wenn ihr einem begegnet, der in Lumpen herumläuft, gebt ihm Kleider! Helft, wo ihr könnt, und verschließt eure Augen nicht vor den Nöten eurer Mitmenschen.“ (Jes. 58,7)

Flammkuchen Fass

Zum Abendessen haben die Teilnehmer Salate, Nachtisch, Kuchen mitgebracht, der Veranstalter bietet Flammkuchen und Getränke an.

Wie wertvoll ist unsere Partnerschaft mit Tambow?

Zwischen Tambow und Wetzlar gab es seit 1991 eine nicht abreißende Briefbrücke zwischen vielen Menschen. Zwei Briefe stehen exemplarisch für viele.

Brief 1 22. August 1994

Meine teuren und geliebten in Gott – Bruder Udo und achtenswerte Frau Ursula!

Heute habe ich eine unmittelbare Möglichkeit, Ihnen einen Brief mitzuschicken. Leider habe ich das nicht eher getan, weil mich die Krankheit überwältigte. Ich dachte immer, meine Kräfte seien unerschöpflich, aber leider habe ich mich geirrt. Außerdem hätte ich ab und zu in meinem Pass auf das Geburtsdatum schauen sollen – da heißt es – 50 Jahre schon überschritten – das musst du wissen! Und weil ich das nicht getan habe, hat erstmals die Glocke geläutet, welche mich gezwungen hat, den ärztlichen Anordnungen zu folgen. Ich glaube, mit Gottes Hilfe wird es mir gesundheitlich wieder besser gehen.

Nach Ihrem Besuch, meine Teuren, hatten wir eine Zeit intensiver Vorbereitungen zum 300jährigen Jubiläum der Christus Erlöser Kathedrale. Nachdem man die Wände der Kirche von Farben und Kreide befreit hatte, bekam sie ein majestätisches Aussehen mit wundervollen Maleien italienischer Künstler. Nun müssen wir schnellstens die Heizung einbauen und das Dach renovieren, Kreuze auf die Kuppeln stellen. Das ist eine sehr große Arbeit. Das Dach ist im Verlauf von Jahrzehnten völlig untauglich geworden.

Ihre Glückwünsche haben wir zu den Feiertagen erhalten und wurden den Gemeindegliedern im Gottesdienst vorgelesen. Ihnen und Bruder Rainer Kunick herzlichen Dank und Grüße an seine Familie.

So, und nun bezüglich unseres Besuches nach Wetzlar. Leider kann ich jetzt nicht kommen. Die Ärzte erlauben es mir vorläufig nicht. Ich und die ganze Gruppe sind sehr traurig darüber. Aber Gott hat es so gewollt, wir müssen uns beruhigen und geduldig abwarten. Ich bitte um Verständnis, obwohl wir alle schon bereit waren und uns gefreut haben, im September euch besuchen zu können. Wir werden beten, und unser nächstes Treffen wird noch schöner und freudevoller sein.

Ich bitte Sie, lieber Bruder, übergeben Sie unseren lieben Freunden, Ihren Gemeindegliedern meine innigsten Grüße und besten Wünsche, in unseren Gebeten sind Sie stets eingeschlossen. Gott segne Sie und erhalte Sie in bester Gesundheit und Wohlergehen.

Ich umarme Sie brüderlich in Christus!

Ihr Erzbischof Evgenij

Brief 2

Natalja war im 2. Weltkrieg Krankenschwester und flog die verletzten Soldaten von Stalingrad nach Tambow. In den Gottesdiensten sang die damals 89jährige Frau die gesamte Liturgie auswendig mit. Bei den Transporten der Russlandhilfe wurden auch für sie Pakete mitgeschickt.

Frühjahr 1994 Frieden, Liebe und Gottes Segen von unserem Herrn Gott. Jesus Christus bleibe immer mit Ihnen, liebe Kinder, Bruder und Schwester!!

Durch Gottes Willen haben Sie mir viel Freude gemacht. Seit meiner Geburt konnte ich mich nicht an so eine Barmherzigkeit erinnern, wie ich sie durch Sie erfahren habe. Ich habe es nicht verdient. Sie haben mich ernährt, angezogen, gewärmt. Als ich die drei Pakete öffnete, sträubten sich meine Haare zu Berge vor lauter Glück und Freude. Das Wunder des Herrn ist unbegreiflich. Vor Freude habe ich geweint. Kniend habe ich 12 Verbeugungen gemacht, die ich täglich bis zum Lebensende machen soll. Betend: „Herr Gott, gedenke in deinem Reich meiner Wohltäter, die gespendet und gesammelt haben, deren Hände es abgeschickt haben. Gnädiger Gott, erlöse sie von Unheil, Leid, Missgeschick, Übel und Krankheit.“ So bete ich täglich bei meinen Verbeugungen Gott an, dessen sündige Sklavin ich bin. Ich hoffe auf die Gnade Gottes. Gott soll euch so großzügig aufnehmen, wie Sie großzügig zu mir sind.

Ich bedauere von Herzen, dass ich Ihnen keine solche Freude bereiten kann. Bei uns ist es sehr schlecht, und von Tag zu Tag wird es noch schlimmer. Das ist unser großes Unrecht, dass wir uns von Gott abgewendet haben und dem Satan gedient haben. Der gnädige Gott hatte sich

lange geduldet und auf die Buße gewartet. Es ist die Zeit für die Buße gekommen. Gott ist gnädig, wenn man ihn mit reinem Herzen und mit Tränen anbetet, verzeiht er.

Gott segne euch für alles Sinnen und Trachten und alle Taten und schenke euch seinen Segen. So Gott will, fahre ich nach Optina Pustyn (ein Kloster südlich von Moskau, das in der russischen Literatur eine wichtige Rolle spielt).

Gott bewahre euch

Natalja

Wie weit reicht meine Erinnerung – Quiz

In dem Quiz werden Personen und Namen, Jahreszahlen, Orte, Spezialitäten aus der russischen Küche, besondere Ereignisse in Tambow und Wetzlar abgerufen.

Wofür kann ich danken?

Drei Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter berichten von ihren Erfahrungen in workcamps mit jungen Menschen in Rodenroth und Tambow, mit Gästen aller Generationen aus Tambow in der Familie und als Stipendiatin der EKD, die als Tambowerin mit einem deutschen Mann verheiratet ist.

Zaiga Vilde spielt auf der Kokle

Dank an alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Superintendentin Ute Kannemann, dass sie zusammen mit dem Kreissynodalvorstand die Veranstaltungen bejaht und die einzelnen Vormittage, Nachmittage oder Abende als Amtsperson oder Hobbymalerin begleitet hat – Ihrem Vorgänger im Amt, Pfarrer Rainer Kunick, dass er die Entwicklung der Partnerschaft gefördert und der Begegnung mit einzelnen Menschen großes Interesse entgegenbrachte – Allen Mitarbeitenden, die zum Gelingen der Veranstaltungsreihe beigetragen haben:

Fritz und Hildegard Dallmann, den Herbergseltern; Rolf Schwarz, dem zu allen Zeiten bereiten Chauffeur; Lydia Sutschkow, Julia Rogosha, Vadim Meer, Elsa Unterberg und Lydia Kähm für die fachkundige und unermüdliche Übersetzungshilfe; Wladimir Lebedew aus Tambow für die hervorragende Übersetzung des Vortrages und der Anmerkungen zu den Ikonen; Zaiga Vilde für ihr kunstvolles Spiel; allen, die beim Auf- und Abbau der Ausstellung halfen; Frau Bonkowski und dem AK Offene Hospitalkirche, den Mitgliedern des Osteuropa Ausschusses für die Bewachung der Ikonen; dem Mutterhaus für die Unterbringung des Königsberger Domchores auf dem Altenberg; den meist unsichtbaren Helferinnen und Helfern in der Küche; Ihnen allen für die Speisen des Abends; dem Bezirk Heilig-Geist für die kostenlos zur Verfügung gestellten Getränke; Küster Peter Sinkel für die sichtbaren und unsichtbaren Hilfen; Dir, lieber Udo, für die im Hintergrund geleistete stille Arbeit, die intensive und hartnäckige Beschäftigung mit der Geschichte der Dialoge, dem Ausleuchten der orthodoxen Frömmigkeit, der intensiven Suche nach dem, was unsere beiden Kirchen eint und was sie unterscheidet, und wo sie sich in der Begegnung im Wege stehen. Und nicht zuletzt danke für die täglichen Fahrten, um Mitarbeitende, Referenten, Gäste zu holen und zu bringen, Ihnen etwas von der Umgebung zu zeigen, oder um uns selber wieder nach Lich zu bringen.

Ein Referent steht noch aus: Dr. Heinz Joachim Held, der als Leiter des Kirchlichen Außenamtes der EKD selber jahrelang auch den Dialog leitete, kommt am Mittwoch, den 11.11.2009 um 19.30 Uhr hier in diesen Saal. Einen kompetenteren Sprecher zu diesem Thema gibt es nicht, und ich lade Sie herzlich ein.

Gott, unserem Herrn und Vater Jesu Christi sei Dank und Lob und Anbetung für alles, was wir in diesen Wochen erleben. Lied EG 266 Der Tag, mein Gott, ist nun vergangen.

„Ich halte es auch für unverzichtbar, dass der theologische Dialog eingebettet bleibt in die vielfältigen Partnerschaftsbeziehungen unter den Kirchen und unter den Kirchengemeinden und Studierenden, dass er eingebettet bleibt in die vielen gemeinsamen diakonischen Projekte, dass er eingebettet bleibt in die Fragen nach der gesellschaftlichen Wirklichkeit.“

SIEGFRIED KASPARICK – PROPST VON WITTENBERG

